

AMTSBLATT

DER EVANGELISCHEN LANDESKIRCHE GREIFSWALD

Nr. 2

Greifswald, den 28. Februar 1987

1987

I N H A L T

	Seite		Seite
A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen		Nr. 2) Hinweis	
Nr. 1) Urkunde über die Veränderung der Kirchengemeinde Friedrichsthal, bisher Pfarrsprengel Hohenselchow, Kirchenkreis Gartz/Penkun, durch Verbindung mit der Kirchengemeinde Gartz (Oder) zum Pfarrsprengel Gartz (Oder), Kirchenkreis Gartz/Penkun	33	„Die Mormonen und ihre Tempel“	34
		Nr. 3) Luther-Akademie 1987 in Herrnhut	34
B. Hinweise auf staatliche Gesetze und Verordnungen	34	F. Mitteilungen für den kirchlichen Dienst	
C. Personalmeldungen	34	Nr. 4) Funktion und Interpretation urchristlicher Bekenntnissätze	
D. Freie Stellen	34	– von Prof. Dr. Günter Haufe, Greifswald –	39
E. Weitere Hinweise	34	Nr. 5) Kirche in der DDR	
		– Öffentlichkeitsanspruch einer Minderheit –	
		– von Altbischof Dr. Albrecht Schönherr –	
		Nr. 6) Aufruf des Gustav-Adolf-Werkes zur Konfirmandengabe 1987	45

A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen

Aus dem Kreis der kirchlichen Mitarbeiter wurden im Jahr 1986 heimgerufen:

12. Januar	Wilhelm Peters, zuletzt Kirchendiener in Grimmen, im Alter von	94 Jahren
25. Februar	Kirchenbaurat i. R. Franz Schwarz, zuletzt im Ev. Konsistorium Greifswald, im Alter von	85 Jahren
13. April	Superintendent i. R. Ernst Seils, zuletzt Superintendent in Barth und als Emeriti Pfarrer in Bodstedt, im Alter von	87 Jahren
22. April	Karl Fehmer, zuletzt Buchhalter im Rentamt Grimmen, im Alter von	91 Jahren
9. Juni	Pfarrer i. R. Arnold Simon, zuletzt Pfarrer in Altefähr, Kirchenkreis Gartz, im Alter von	89 Jahren
8. Juli	Elisabeth Rusch, zuletzt Züssower Diakonie-Anstalten, im Alter von	63 Jahren
18. Juli	Irmgard Heller, zuletzt Wirtschafterin des Kirchengutes Strellin, im Alter von	64 Jahren
30. August	Superintendent a. D. Heinz Kutschenreiter, zuletzt Pfarrer in Brüssow, Kirchenkreis Pasewalk, im Alter von	70 Jahren
31. Oktober	Ingrid Schönbeck, Mitarbeiterin Züssower Diakonie-Anstalten, im Alter von	32 Jahren
26. November	Superintendent i. R. Rudi Schulz, zuletzt Superintendent Stralsund, im Alter von	76 Jahren
28. November	Klaus Plümer, Verwalter des Arndthofes in Bergen, im Alter von	55 Jahren

Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Joh. 3, 16

U R K U N D E

über die Veränderung der Kirchengemeinde Friedrichsthal, bisher Pfarrsprengel Hohenselchow, Kirchenkreis Gartz/Penkun, durch Verbindung mit der Kirchengemeinde Gartz (Oder) zum Pfarrsprengel Gartz (Oder), Kirchenkreis Gartz/Penkun.

Auf Grund des Artikel 7, Abs. 2 und Artikel 30 der Kirchenordnung wird nach Anhörung der Beteiligten bestimmt:

§ 1

Die Evangelische Kirchengemeinde Friedrichsthal, bisher Pfarrsprengel Hohenselchow, wird aus diesem Pfarr-

sprengel ausgegliedert und mit der Kirchengemeinde Gartz (Oder) zum Pfarrsprengel Gartz (Oder) verbunden.

§ 2

Eine Vermögensauseinandersetzung findet nicht statt.

§ 3

Diese Urkunde tritt mit Wirkung vom 1. Januar 1987 in Kraft.

Greifswald, den 1. 11. 1986
Evangelisches Konsistorium

(L. S.)

Harder
Oberkonsistorialrat

Ev. Konsistorium
E 10901 Gartz/Penk. — 2/86 I

B. Hinweise auf staatliche Gesetze und Verordnungen

C. Personalmeldungen

Ordiniert wurden

am 26. Oktober 1986 in der Kirche zu Altwigshagen durch Propst Haberecht die Pfarramtskandidatin Käthe Lange, Altwigshagen, Kirchenkreis Ueckermünde;

am 9. November 1986 in der Kirche zu Eixen durch Bischof Dr. Gienke der Pfarramtskandidat Gerd Panknin, Eixen, Kirchenkreis Barth;

am 16. November 1986 in der Kirche zu Horst durch Bischof Dr. Gienke der Pfarramtskandidat Fred Burmeister, Horst, Kirchenkreis Grimmen;

am 7. Dezember 1986 in der Kirche zu Mönkebude durch Bischof Dr. Gienke der Pfarramtskandidat Rainer Schild, Mönkebude, Kirchenkreis Ueckermünde;

am 14. Dezember 1986 in der Kirche zu Velgast durch Bischof Dr. Gienke der Pfarramtskandidat Winfried Wenzel, Velgast, Kirchenkreis Barth;

am 21. Dezember 1986 in der Kirche zu Neuenkirchen/Rg. durch Bischof Dr. Gienke der Pfarramtskandidat Reinhart Haack, Neuenkirchen, Kirchenkreis Bergen.

Berufen:

Pfarramtskandidat Christian Affeld ist zum 1. September 1986 als Pfarrer mit Dienstauftrag im Kirchenkreis Altentreptow entsandt worden.

Pfarramtskandidat Fred Burmeister ist zum 1. Dezember 1986 als Pfarrer in die Pfarrstelle Horst, Kirchenkreis Grimmen, entsandt worden.

Pfarramtskandidat Gunnar Fischer ist zum 1. September 1986 als Pfarrer in die Pfarrstelle Ueckermünde II, Kirchenkreis Ueckermünde, entsandt worden.

Pfarramtskandidat Bernd-Ulrich Gienke ist zum 1. September 1986 als Pfarrer in die Pfarrstelle Loitz, Kirchenkreis Demmin, entsandt worden.

Pfarramtskandidat Reinhart Haack ist zum 1. September 1986 als Pfarrer in die Pfarrstelle Neuenkirchen/Rg., Kirchenkreis Bergen, entsandt worden.

Pfarramtskandidatin Elisabeth Kolditz ist zum 1. September 1986 als Pastorin in die Pfarrstelle Elmenhorst, Kirchenkreis Grimmen, entsandt worden.

Pfarramtskandidatin Käthe Lange ist zum 1. August 1986 als Pastorin in die Pfarrstelle Altwigshagen, Kirchenkreis Ueckermünde, entsandt worden.

Pfarramtskandidat Gerd Panknin ist zum 1. August 1986 als Pfarrer in die Pfarrstelle Eixen, Kirchenkreis Barth, entsandt worden.

Pfarramtskandidat Rainer Schild ist zum 1. August 1986 als Pfarrer in die Pfarrstelle Leopoldshagen, Kirchenkreis Anklam, entsandt worden.

Pfarramtskandidat Winfried Wenzel ist zum 1. August 1986 als Pfarrer in die Pfarrstelle Velgast, Kirchenkreis Barth, entsandt worden.

Pfarrer Karl-Adolf Schumann mit Wirkung vom 1. Juni 1986 zum Pfarrer der Pfarrstelle Daberkow, Kirchenkreis Altentreptow; eingeführt am 29. Juni 1986.

In den Ruhestand versetzt:

Pfarrer Gerhard Bauer, Zirkow, Kirchenkreis Garz/Rg., zum 1. November 1986.

Verstorben:

Superintendent i. R. Rudi Schulz, letzte Pfarrstelle Stralsund St. Nikolai, geb. 15. 4. 1910, gest. 26. 11. 1986.

D. Freie Stellen

E. Weitere Hinweise

Nr. 2) Hinweis

Am 8. April 1987 wird Herr Dr. Kirchner vom Konfessionskundlichen Arbeits- und Forschungswerk Potsdam 9.30 Uhr in Greifswald über das Thema „Die Mormonen und ihre Tempel“ sprechen.

Nr. 3) Luther-Akademie 1987

Vorsorglich möchten wir auf die diesjährige Tagung der Luther-Akademie Sondershausen hinweisen.

Sie findet statt vom 27. 8. — 1. 9. 87 in Herrnhut und steht unter dem Thema „Die orthodoxen Kirchen und das Luthertum“.

F. Mitteilungen für den kirchlichen Dienst

Nr. 4) Funktion und Interpretation urchristlicher Bekenntnissätze

Mit freundlicher Zustimmung der Redaktion des Amtsblattes der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens drucken wir nachstehend einen Vortrag von Prof. Dr. Günter Haufe — Greifswald nach, der im Amtsblatt der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens Nr. 8/9 1986 veröffentlicht wurde.

Für das Konsistorium
Dr. Nixdorf

Funktion und Interpretation urchristlicher Bekenntnissätze

Von Günter Haufe, Greifswald

Wenn wir von „Bekenntnis in Theologie und Kirche“ reden, denken wir zuerst nicht an das aktuelle Bekenntnis im Sinne konkreten Bekennens, sondern an überlieferte Bekenntnissätze, die gemeinsam Verkündigtes und Geglaubtes formelhaft zusammenfassen. An solchen Bekenntnissätzen ist zweierlei von Interesse: einerseits Form und Inhalt der Aussage, andererseits die Art und Weise, wie mit den überlieferten Bekenntnisaussagen umgegangen wird. Was den ersten Aspekt

betrifft, so ist zu Formgeschichte und Theologie urchristlicher Bekenntnissätze schon so viel Richtiges und Übereinstimmendes geschrieben worden,² daß ich darauf nur am Rande eingehen werde. Ich möchte mich vielmehr ganz auf den zweiten Aspekt konzentrieren und danach fragen, was das neutestamentliche Schrifttum auf dem Hintergrund form- und traditionsgeschichtlicher Forschungsergebnisse vom konkreten Umgang mit überlieferten Bekenntnissätzen erkennen läßt, gleichsam abseits von ihrem ursprünglichen Sitz im Leben, im Rahmen eines literarisch greifbaren Kontextes.³ Das könnte für die heutige notwendige Bekenntnishermenteutik von Bedeutung sein. Die Fragestellung ist natürlich nicht neu. Ich verweise vor allem auf den Aufsatz von H.-F. Weiß: „Bekenntnis und Überlieferung im Neuen Testament“,⁴ Über ihn hinaus gehe ich insofern, als ich nach unterscheidbaren Formen des Umfangs mit überlieferten Bekenntnissätzen frage.

Folgende Bekenntnissätze bzw. -formeln setze ich als vorliterarische Größen voraus, wobei ich die in der Regel nicht überlieferte Einleitungswendung („ich glaube“ o. ä.) übergehe: das Kyriosbekenntnis: „Herr ist Jesus“ (1 Kor. 12, 3 u. a.), das Einzigkeitsbekenntnis: „ein Gott, der Vater, aus dem alles ist und wir zu ihm, und ein Herr Jesus Christus, durch den alles ist und wir durch ihn“ (1 Kor. 8,6), die Einheitsformel: „ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ (Eph 4,5), das Taufbekenntnis zu Jesus als dem messianisch-endezeitlichen Gottessohn (Apg 8,37 u. a.), die Einsetzungsformel: „geboren aus dem Samen Davids, eingesetzt zum Gottessohn aus der Auferstehung der Toten“ (Röm 1, 3 f.), das Auferweckungsbekenntnis: „Gott hat Jesus von den Toten auferweckt“ (Röm 10,9 u. a.), die Sterbeformel: „Christus starb für uns“ (Röm 5, 8 u. a.), die Dahingabeformel: „der Gottessohn hat sich selbst für uns dahingegeben“ (Gal 2,20 u. a.), die Sendungsformel: „Gott sandte seinen Sohn, damit wir die Sohnschaft empfangen“ (Gal 4, 4 f.), die Sühneformel: „Gott hat Jesus Christus öffentlich eingesetzt als Sühnemittel in seinem Blut, zum Erweis seiner Gerechtigkeit, um des Erlasses der zuvor unter der Geduld Gottes begangenen Sünden willen“ (Röm 3,25), das einfache Osterbekenntnis: „Jesus ist gestorben und auferstanden“ (1 Thess 4,14), das volle Osterbekenntnis: „Christus ist gestorben für unsere Sünden nach den Schriften und ist begraben worden und ist auferweckt worden am dritten Tage nach den Schriften und ist dem Kephas erschienen, dann den Zwölfen“ (1 Kor 15,3 f.), die kombinierte Dahingabe- und Auferweckungsformel: Jesus unser Herr, „dahingegeben um unserer Übertretungen willen und auferweckt worden um unserer Rechtfertigung willen“ (Röm 4,25). Keiner dieser Bekenntnissätze ist auf Ergänzung hin angelegt, jeder will an seinem Ort ursprünglich das Ganze und Wesentliche des christlichen Glaubens zum Ausdruck bringen.⁵

Fragt man nun nach unterscheidbaren Formen des Umgangs mit diesen Bekenntnissätzen auf der literarischen Ebene, so könnte man bei den unterschiedlichen Formen ihrer sprachlichen Verknüpfung mit dem jeweiligen Kontext einsetzen (Partizipialstil, Relativsatzstil u. a.). Doch würde das theologisch nicht viel austragen. Theologisch belangvoll sind nur die unterschiedlichen Formen der sachlich-gedanklichen Verknüpfung mit dem Kontext. Ihnen kommt man auf die Spur, wenn man näherhin nach der theologischen Funktion eines Bekenntnissatzes im jetzigen Kontext fragt. Es ist zu erwarten, daß sich bei allen Unterschieden im Detail doch gewisse typische, also wiederkehrende Funktionen ergeben. Zugleich ist zu vermuten, daß der betreffende Bekenntnissatz dank seiner speziellen Funktion im Rahmen des Kontextes von diesem Kontext selbst eine spezielle Interpretation erfährt. Ob sich dabei ebenfalls Typisches ergibt, wird zu fragen sein. Jedenfalls ist das

hermeneutische Geschehen zwischen Kontext und Überlieferung ein wechselseitiges und sind damit die beiden entscheidenden Fragestellungen genannt, die uns beschäftigen sollen, wobei die erste die Gliederung bestimmt.

1. Bekenntnissätze als kommentierende Kurzfassungen des Verkündigten und Geglauten

Geht man von der ursprünglichen Funktion der Bekenntnissätze aus, gemeinsam Verkündigtes und Geglautes formelhaft zusammenzufassen, so liegt es nahe, daß diese Funktion der Kurzfassung erneut begegnet. Ein schönes Beispiel dafür liefert Röm 10,9. Paulus stellt dem Wort des Mose von der Gesetzesgerechtigkeit (V. 5) das in der Verkündigung nahe „Wort des Glaubens“ (V. 8) gegenüber, das er durch folgenden Kurzkommmentar erläutert (V.9): „Wenn du mit deinem Munde bekennst: Herr ist Jesus, und glaubst in deinem Herzen, daß Gott ihn von den Toten auferweckt hat, wirst du gerettet werden.“ Paulus greift hier gleich zwei alte Bekenntnissätze auf, das Kyriosbekenntnis und die Auferweckungsformel.⁶ Beide verbindet er mit der Verheißung der eschatologischen Rettung, interpretiert sie also speziell als Kurzaussagen über die individuelle Heilsvoraussetzung.⁷ Er stellt sie damit in einen anthropologisch-soteriologischen Interpretationszusammenhang, der vom Wortlaut der Bekenntnissätze her nicht im Blick ist.

Eine ähnliche Funktion hat der Rückgriff auf die jüdenchristliche Einsetzungsformel im Eingang des Römerbriefes. Paulus stellt sich als berufener Apostel vor, den Gott zur Verkündigung seines Evangeliums bestimmt hat (V. 1). Dieses Evangelium charakterisiert er a) durch den Hinweis auf seinen prophetischen Ursprung (V. 2) und

b) durch eine Kurzangabe seines Inhalts (V. 3 f.): „betreffs seines Sohnes, geboren aus Davids Samen nach dem Fleisch, eingesetzt zum Gottessohn in Macht nach dem Geist der Heiligkeit aus der Auferstehung der Toten.“ Die spezielle Interpretation der alten Formel ergibt sich aus den paulinischen Zusätzen:⁸ schon der irdische Jesus ist der Mensch gewordene präexistente Gottessohn, der kraft der Auferstehung in die pneumatisch bestimmte eschatologische Machtstellung (als Sohn) eingesetzt ist. Mit anderen Worten: Paulus stellt die Formel in den Rahmen der ihm geläufigen Präexistenzchristologie. Er legt auf die formelhafte Kurzfassung des Evangeliums wohl um so mehr Wert, als er bald zu dessen höchst eigener Auslegung im Sinne der Rechtfertigungslehre übergehen wird (1. 16 ff.). Sowohl diese Auslegung wie die Zusätze zur alten Formel zeigen, daß Maßstab für das Verstehen überlieferter Bekenntnissätze das eigene Evangeliumsverständnis ist. Die überlieferten Sätze besitzen keine nicht hinterfragbare formale Autorität, sondern wollen je neu angeeignet werden.

Speziell als Kurzfassung des Glaubens zieht Paulus Röm 4,24 f. überlieferte Bekenntnissätze heran. Da ihm wichtig ist, daß die Schrift von Abrahams Glaubensgerechtigkeit (Gen 15,6) „auch um unsertwillen“ redet, muß er kurz „unseren Glauben“ beschreiben: „die wir an den glauben, der Jesus, unseren Herrn, von den Toten auferweckt hat, welcher dahingegeben wurde um unserer Übertretungen willen und auferweckt um unserer Rechtfertigung willen“. Paulus greift die sehr alte Auferweckungsformel auf, die Gottes entscheidendes Handeln benennt, ergänzt sie aber im Relativsatzstil durch die alte jüdenchristliche Doppelaussage vom Heilssinn der Dahingabe und der Auferweckung, sicher um des abschließenden Stichwortes „Rechtfertigung“ willen. Durch diese Formelkombination wird der Jesus auferweckende Gott betont als der zugleich rechtfertigende Gott interpretiert.

An allen drei behandelten Stellen zeigt die paulinische Interpretation deutlich ein soteriologisches Gefälle. Die soteriologische Relevanz formelhafter Kurzaussagen interessiert.

2. Bekenntnissätze als Signale kerygmatisch-kirchlicher Einheit

Paulus bereitet seine Auseinandersetzung mit den Auferstehungsleugnern in Korinth dadurch vor, daß er die Leser eingangs an das bekannte viergliedrige Osterbekenntnis erinnert (1 Kor 15, 3b–5). Von ihm bemerkt er, daß auch er es empfangen und den Korinthern unter den ersten Stücken weitergegeben habe (V. 3). Und rückblickend stellt er fest (V. 11): „Sei ich es nun, seien es jene, so verkündigen wir und so seid ihr zum Glauben gekommen.“ Beide Rahmenbemerkungen machen deutlich, welche Funktion das ausdrücklich als Tradition gekennzeichnete Bekenntnis hier hat: es signalisiert die kerygmatisch-kirchliche Einheit, in der die Korinther mit der gesamten Urchristenheit stehen. Paulus interpretiert das Bekenntnis auf seine ekklesiologische Relevanz hin: das von ihm bezeugte Heilsgeschehen bildet die eine gemeinsame Basis aller apostolischen Verkündigung und jedes durch sie geweckten Glaubens. Die korinthischen Enthusiasten bestritten offenbar dieses Bekenntnis nicht.¹⁰ Ob sie seine für Paulus so wichtige ekklesiologische Relevanz hinreichend sahen, mag man allerdings bezweifeln.

Der Verfasser des Epheserbriefes mahnt seine Leser zum Festhalten an der innergemeindlichen Einheit (4, 3). Er motiviert seine Mahnung durch die Hinzufügung von sieben Einheitsformeln, die auf eine vorgegebene Einheit hinweisen. Aus formalen und inhaltlichen Gründen dürfte allerdings nur die zweite Trias: „ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ (V. 5) eine vermutlich taufiturgisch vorgegebene Akklamation sein.¹¹ Im jetzigen Kontext soll sie offenbar indirekt dieselbe Einheit der Gemeinde signalisieren, die die erste Trias mit der Rede von dem einen Leib, dem einen Geist und der einen Hoffnung direkt beschreibt. Praktisch weist sie auf den Grund seiner Einheit hin. Doch überhöht sie der Briefschreiber ihrerseits, indem er durch die abschließende Rede von dem einen Gott und Vater aller Dinge auf den letzten theologischen Grund aller Einheit aufmerksam macht. Das Interpretationsgefälle ist jedenfalls ähnlich wie bei dem vorigen Text: überlieferte Bekenntnisformeln verweisen über den unmittelbaren Wortsinn hinaus auf den Grund der Einheit der Kirche.

3. Bekenntnissätze als Grundlage theologischer Argumentation

Das deutlichste Beispiel für diese Funktion bringt der älteste Paulusbrief. In der erst wenige Monate alten Christengemeinde von Thessalonich hat der unerwartete Tod einiger Gemeindeglieder Trauer und Sorge ausgelöst. Paulus macht der Gemeinde klar, daß bereits gestorbene Christen bei der für bald erwarteten Parusie den dann noch Lebenden gegenüber nicht benachteiligt sein werden. Ausgangspunkt seiner Argumentation ist nicht ein apokalyptisches Zukunftsbild, sondern der längst formulierte Osterglaube (1 Thess 4, 14): „wenn wir nämlich glauben: Jesus ist gestorben und auferstanden, so auch: Gott wird die Entschlafenen durch Jesus mit ihm führen.“ Was das überlieferte Bekenntnis von Tod und Auferstehung Jesu bezeugt, wird als sachlicher Grund für christliche Zukunftshoffnung über den Tod hinaus und damit als der eigentliche Grund des Trostes interpretiert, den Paulus vermittelt. Mit anderen Worten: das Osterbekenntnis wird individuelleschatologisch ausgelegt.¹²

Anderswo begegnen Bekenntnisaussagen zum Heilstod Jesu bei Paulus als Ausgangs- und Bezugspunkte theo-

logischer Reflexion. Von der alten Sterbensformel: „Christus starb für uns“ geht Paulus aus, wenn er das Heilsgeschehen als Versöhnungsgeschehen und damit als Erweis der Liebe Gottes verdeutlichen will (Röm 5,6–11). Das „für uns“ der Formel erfährt dadurch eine ganz bestimmte Interpretation: Jesu Tod überwindet die infolge der Sünde zwischen Gott und Mensch bestehende Feindschaft. Auf derselben Linie liegt es, wenn Paulus von der Heilsmittlerschaft Jesu Christi nur so redet, daß er zugleich von seinem Sterben „für uns“ (1 Thess 5,9 f.) spricht. Theologisch bedeutsam ist aber vor allem, daß er seine Rechtfertigungslehre so entfaltet, daß er auf eine alte jüdenchristliche Bekenntnisaussage vom Sühnetod Jesu Bezug nimmt (Röm 3,25).¹³ Diese bezeichnet nun den heilsgeschichtlichen Grund des Rechtfertigungsgeschehens. Ihre Aussage über den im Sühnetod Jesu handelnden Gott interpretiert Paulus unter Betonung des Pistismotivs als Aussage über den Gott, der rechtfertigend am Gläubigen handelt (V. 26 bc).

In ähnlicher Weise verfährt Paulus dort, wo er das entscheidende Heilsgeschehen als heilsgeschichtliche Zeitenwende, als Kommen der „Fülle der Zeit“ entfaltet. Auch da greift er eine formelhafte Bekenntnisaussage auf, allerdings aus einem ganz anderen Vorstellungskreis: „Gott sandte seinen Sohn, damit wir die Sohnschaft empfangen“ (Gal 4,4 f.). Diese Aussage bezeichnen nun den Grund der Zeitenwende. Eine spezielle Interpretation erfährt sie dadurch, daß Paulus als primären Heilssinn der Sendung des Sohnes den Loskauf der unter das Gesetz Versklavten herausstellt, also die alte Sendungsformel auf das in den galatischen Gemeinden aktuelle Problem der Gesetzesfreiheit hin ausgelegt.

Überblickt man die angeführten Texte, so ergibt sich wieder ein ziemlich einheitliches Interpretationsgefälle: die von Paulus aufgegriffenen Bekenntnissätze sind wichtig als Grund und Quelle für Heilsaussagen über den Glaubenden.

4. Bekenntnissätze als Grundlage paränetischer Argumentation

Diese Funktion ist für Paulus so einsichtig, daß er sich auf knappe Hinweise beschränken kann. Daß der Leib für den Herrn da ist und nicht etwa für die Unzucht, unterstreicht er durch den Hinweis: „Gott aber hat den Herrn auferweckt und wird durch seine Kraft auch uns auferwecken“ (1 Kor 6,14). Der ethische Sinn ist klar: Christi und unsere Auferweckung einerseits und Unzucht andererseits schließen sich aus; Auferweckungsgewißheit verpflichtet zu ethischer Reinheit. In der gleichen Richtung verwendet Paulus anderswo die alte Bekenntnisaussage vom Sterben Christi „für uns“. Wer rücksichtslos die Freiheit zum Götzenopferfleischgenuß praktiziert, richtet den schwachen Bruder zugrunde, „um dessentwillen Christus gestorben ist“ (1 Kor 8,11). Dasselbe gilt von dem, der auf den Vegetarier neben sich keine Rücksicht nimmt, „für den Christus gestorben ist“ (Röm 14,15). Indem Paulus die Bekenntnisaussage vom Sterben Christi „für uns“ auf den jeweils schwachen Bruder bezieht, spricht er gerade ihm eine letzte unantastbare Würde zu. Die Bekenntnisaussage selbst erfährt dadurch eine spezielle, auf ihre ethischen Konsequenzen abhebende Interpretation. Auch wenn Paulus diese nicht ausdrücklich entfaltet, versteht der Leser sofort: das Sterben Christi für den schwachen Bruder schließt Rücksichtslosigkeit dessen Gewissensurteil gegenüber a priori aus.

Geradezu als Ausgangsgrundlage für die gesamte paränetische Argumentation zur Götzenopferfleischfrage dient Paulus 1 Kor 8, 6 die zweigliedrige Einzigekeitsakklamation. Er räumt zwar zuvor ein, daß es

viele sogenannte Götter und Herren gibt, fährt aber alsbald fort: „aber für uns gilt: ein Gott, der Vater, aus dem alles ist und wir zu ihm, und ein Herr Jesus Christus, durch den alles ist und wir durch ihn.“ Paulus will deutlich machen: nur diese Bekenntnisaussage ist für die grundsätzliche Orientierung entscheidend, nicht etwa die Rücksichtnahme auf andere Götter und Herrn.¹⁴ Wieder ist die Bekenntnisaussage selbstredend auf ihrer Praxisrelevanz hin interpretiert: sie begründet Freiheit im konkreten Fall.

Daß auch die Paulusschule an der paränetischen Funktion überlieferter Bekenntnisaussagen festhält, zeigt der Epheserbrief. Der allgemeine Aufruf zum Wandel in der Liebe enthält den Nachsatz (5, 2): „wie auch Christus uns geliebt und sich selbst für uns dahingegeben hat“, ebenso der Appell an die Ehemänner, ihre Frauen zu lieben (5, 25): „wie auch Christus die Kirche geliebt und sich selbst für sie dahingegeben hat.“ Die alte Bekenntnisaussage von der Selbsthingabe Christi, die bereits Paulus (Gal 2,20) durch das kommentierend vorangestellte Motiv der Liebe Christi ergänzt hat, wird im Sinn des Vorbildgedankens herangezogen. „dem Heilsverfahren Christi hat der Christ in seinem alltäglichen Verhalten zu entsprechen.“¹⁵ Der verbale Gleichklang unterstreicht die Interpretation im Sinne der ethischen Entsprechung.

Zeigten die bisherigen Beispiele keine ausdrücklich interpretierende Entfaltung der jeweils aufgegriffenen Bekenntnisaussage, so begegnet uns im Hebräerbrief ein ganz anderer Sachverhalt. Der Verfasser ruft eine angefochtene und müde gewordene Gemeinde zum Festhalten am Bekenntnis auf (3,14; 4,14; 10,23). Seit der grundlegenden Untersuchung von G. Bornkamm¹⁶ hat sich zunehmend die Erkenntnis durchgesetzt, daß damit das alte Taufbekenntnis zu Jesus als dem Gottessohn (vgl. Apg 8,37) gemeint ist, und zwar in dem ursprünglichen Sinn, daß Jesus erst als der Erhöhte den Sohnesnamen „geerbt“ hat (Hebr 1,4f.). Das bedeutet: das alte Taufbekenntnis fungiert als Orientierungshilfe gegen drohenden Abfall vom Evangelium (vgl. 3,12). Doch kann es dies nach Überzeugung des Verfassers nur in Gestalt einer speziellen Neuinterpretation tun: die gewissermaßen seine Existentialität herausstreicht: der Gottessohn wird in immer neuen Ansätzen als der den Lesern menschlich nahe barmherzige und treue Hohepriester vorgestellt (2,17 u. a.). Die Neuinterpretation fällt so breit aus, daß das überlieferte Bekenntnis hinter ihr fast völlig verschwindet. Trotz dieser besonderen Züge ist der paränetische Grundgedanke offenbar derselbe wie in den paulinisch-nachpaulinischen Texten, nämlich der der Entsprechung: der Treue des Hohenpriesters Jesus als des „Vorläufers“ (6,20) haben die Seinen mit der Treue zum überlieferten und neu ausgelegten Bekenntnis zu entsprechen.

Insgesamt ergibt sich: überlieferte Bekenntnissätze werden in paränetischem Kontext auf Elemente der Verpflichtung und Entsprechung im Alltag des Christen hin ausgelegt.

5. Bekenntnissätze als kritische Instanz gegenüber Glaubensirrtum

Schon Paulus begegnet in seinen Gemeinden Ausprägungen des Glaubens, die er – gemessen an seinem Verständnis des Evangeliums – als Glaubensirrtum zurückweisen muß. Hierbei spielen überlieferte Bekenntnissätze bzw. -formeln als kritische Instanz eine Rolle. Zumindest ansatzweise gehört hierher bereits die Auseinandersetzung mit dem korinthischen Enthusiasmus. Gegen die einseitige Hochschätzung ekstatischer Phänomene macht Paulus als Maßstab für wirkliches Wal-

ten des Geistes geltend (1 Kor 12,3): „niemand, der im Geiste Gottes redet, sagt: Verflucht ist Jesus!, und niemand kann sagen: Herr ist Jesus!, außer im Heiligen Geiste.“ Das heißt: ekstatisches Getriebe werden, wie es die Korinther schon aus ihrer heidnischen Vergangenheit kennen (12,2), ist als solches noch nicht das unterscheidend Christliche, sondern das damit verbundene Kyriosbekenntnis. Dank dieser kritischen Verbindung von Geistbesitz und Kyriosbekenntnis erfährt letzteres eine spezielle pneumatologische Interpretation: es gilt nun als zentraler Ausdruck wirklichen Geistbesitzes.¹⁷ Anschauungen, die das faktisch in Frage stellen, sind für Paulus nicht tragbar.

Kritisch auseinandersetzen muß sich Paulus in Besonderheit mit der Position der korinthischen Auferstehungsleugner (1 Kor 15, 12 ff.).¹⁸ Das überlieferte Osterbekenntnis von der Auferweckung Christi ist hier insofern der kritische Maßstab, als Paulus mit den negativen Konsequenzen der irrtümlichen Position für dieses zentrale Kerygma argumentiert: Wenn Tote nicht auferstehen, dann ist auch Christus nicht auferstanden! Dabei ist allerdings eine spezielle Interpretation des Osterkerygma vorausgesetzt, die Paulus auch deutlich macht (15, 20–23): die Auferstehung ist zeitlich und kausal der Anfang der eschatologischen Totenaufstehung. Der übergreifende kritische Gesichtspunkt ist: Glaubensanschauungen, die der so verstandenen Mitte des tradierten Bekenntnisses widersprechen, sind zu verwerfen.¹⁹

Überraschen möchte auf den ersten Blick, daß in der Auseinandersetzung mit den galatischen Judaisten geprägte Bekenntnisaussagen keine herausragende Rolle spielen. Doch erscheint das auch wieder verständlich, wenn man bedenkt, daß hier die speziell paulinische Auslegung des Evangeliums angefragt ist. Da hilft der Rückbezug auf tradierte Glaubenssätze, die vermutlich auch die Judisten anerkannten, nicht viel. Immerhin beschreibt Paulus seinen Rechtfertigungsglauben einmal mit einer traditionellen Wendung (Gal 2,20): „was ich jetzt im Fleisch lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich dahingegeben hat.“ Und die traditionelle Rede vom Heilssterben Christi wird negativ zugespitzt (3, 21): „wenn durch das Gesetz Gerechtigkeit kommt, so ist Christus umsonst gestorben.“ Hier waltet dasselbe hermeneutische Prinzip wie 1 Kor 15: Kritischer Maßstab für die Beurteilung einer strittigen Parole ist ihre Auswirkung auf die Mitte des tradierten Bekenntnisses, freilich auf diese in ihrer paulinischen Auslegung.

Eine Generation später, im 1. Johannesbrief, zeigt sich ein ähnlicher Sachverhalt, wie er uns vorhin im Hebräerbrief begegnete: die notwendige Neuinterpretation tritt fast an die Stelle des überlieferten Bekenntnisses. Der Verfasser sieht sich Vertretern einer doketischen Christologie gegenüber, die die volle Identität zwischen dem irdischen Jesus und dem himmlischen Christus bzw. Gottessohn leugnen (1Joh 2,22 f.). Natürlich soll auch in dieser Situation das alte Taufbekenntnis von Jesus als dem Gottessohn festgehalten werden (4,15; 5,5). Doch reicht die Berufung darauf nicht aus, da dasselbe Bekenntnis in einer bestimmten Auslegung offensichtlich auch von den Irrlehrern in Anspruch genommen wird. Was not tut, ist eine spezielle Interpretation, die auf einen neuen Sachverhalt abhebt (4, 2b): jeder Geist, der bekennt, daß Jesus Christus ins Fleisch gekommen ist, ist aus Gott.“ Erst dieses Zusatzbekenntnis kann im antihäretischen Kampf als wirksames Kriterium dienen. Die reale Fleischwerdung Christi bzw. des Gottessohnes ist die aktuelle Mitte des alten Taufbekenntnisses. Nun gilt dasselbe kritische Prinzip wie bei Paulus: was diese Mitte antastet, ist Irrlehre.

Im Rückblick ergibt sich wieder eine einheitliche Interpretationsrichtung: überlieferte Bekenntnissätze werden als aktuelle und zugleich unantastbare Mitte von Glaube und Verkündigung verstanden.

6. Bekenntnissätze als Höhepunkte der Christus-Geschichte

Von besonderer hermeneutischer Brisanz ist eine letzte Funktion, in der uns urchristliche Bekenntnissätze bzw. deren tragende Elemente begegnen. Sie erscheinen als Höhepunkte der Christus-Geschichte und demonstrieren auf diese Weise die Einheit von Geschichte und Kerygma: das Bekenntnis der Gemeinde ist in der Christus-Geschichte selbst verankert. Das älteste und vielleicht eindrucksvollste Beispiel liefert das alte vopaulinische Christuslied Phil 2,6–11, das das gnostische Wegschema von der Erniedrigung und Erhöhung des Erlösers aufgreift,²⁰ um mit wenigen Strichen die Christus-Geschichte zwischen Präexistenz und Postexistenz zu beschreiben. Als Zielpunkt dieser Geschichte erscheint der Bekenntnisruf der Mächte: „Herr ist Jesus Christus“ (V. 1). Was die irdische Gemeinde akklamatorisch bekennt, ist hier wesentlicher Bestandteil des die Christus-Geschichte krönenden universalen Gottesdienstes. Das Christuslied beantwortet damit ausdrücklich die Frage, wie Jesus Christus Kyrios wurde: durch die österliche Erhöhung des Mensch gewordenen Präexistenten. Das Kyriosbekenntnis selbst tritt durch diese Verbindung mit dem Präexistenzmotiv in einen neuen Interpretationsrahmen: es wird deutlich, woher eigentlich der gegenwärtige Herr kommt.

Auf andere Weise mit der Christus-Geschichte verbunden, begegnet in den Evangelien der Gottessohn des alten Taufbekenntnisses. Nach Markus wurzelt dieses Bekenntnis in dem geheimnisvollen Geschehen von Jusu eigener Taufe durch Johannes (Mk 1,9–11). Vielleicht hat gerade urchristliche Taufkatechese davon erzählt.²¹ Die Gottesstimme erklärt (V. 11): „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.“ Das heißt: der Mensch Jesu aus Nazareth ist der erwählte, der einzige Gottessohn. Indem die Gottesstimme damit die gerade erfolgte Geistmitteilung interpretiert, empfängt der Gottessohntitel eine spezielle Interpretation: was den Gottessohn in seinem irdischen Wirken auszeichnet, ist sein bleibender Geistbesitz. Auf dem Verklärungsberg enthüllt die gleiche Gottesstimme dem intimen Jüngerkreis das Geheimnis der Gottessohnschaft Jesu (Mk 9,7). Das Bekenntnis der Gemeinde beruht also auf unmittelbarer Offenbarung auf einem Höhepunkt der irdischen Christus-Geschichte. Unter dem Kreuz endlich spricht ein Heide aus freier Einsicht dieses Bekenntnis (Mk 15,39). Damit ist es abermals neu akzentuiert: der geisterfüllte Gottessohn bleibt für immer der Gekreuzigte! Zugleich signalisiert die Rede vom Gottessohn nun eine konkrete Geschichte.

Einen Schritt tiefer in die Christus-Geschichte hinein treibt Matthäus das Gottessohnbekenntnis. Noch vor der Szene vom Verklärungsberg, nämlich am Ende der Geschichte von Jesu Seewandel (14,33), legen die Jünger ihrerseits bereits dieses Bekenntnis ab. Das bald folgende Christusbekenntnis des Petrus (16,15) wird dementsprechend um die Worte „Sohn des lebendigen Gottes“ erweitert. Einmal mehr erweist sich damit die Jünergemeinde als Urbild der nachösterlichen Gemeinde. Konkret erweist Jesus seine Gottessohnschaft vor allem im absoluten Gehorsam gegen Gottes Willen, wie die Versuchungsgeschichte in breiter Ausführung zeigt (4,1–11).²²

Auf andere Weise ergänzt Lukas das Bild (1, 35): Jesu Gottessohn-Würde ist laut Engel-Ankündigung ausdrücklich in seiner Geistzeugung begründet – ein nahe-

zu physiologischer Kommentar zum Gemeindebekenntnis.

Noch tiefer in die Christus-Geschichte hinein rückt das Gottessohnbekenntnis dort, wo es in Jesu eigenem Munde erscheint. Während die Synoptiker dafür nur sporadische Anfänge bringen (Mk 13,32 par; Mt 11,27 par), tritt uns dieser Zug in großer Breite im vierten Evangelium entgegen. Nicht nur der Täufer (Joh 1, 34) und Nathanael (1,49) legen schon zu Beginn Zeugnis von dem Gottessohn Jesu ab ebenso Martha (11, 27), sondern dieser selbst redet wieder und wieder von sich als „dem Sohn“ schlechthin, der in einem exklusiven Verhältnis zu „dem Vater“ steht (3,16f.; 5,19 u. ä.). Das ist gewissermaßen die dichteste biographische Verankerung des Gemeindebekenntnis in der Christus-Geschichte, freilich so, daß diese Bekenntnis nun ganz und gar aus dem Horizont der spezifisch johanneischen Gesandten-Christologie interpretiert wird.

Insgesamt zeigt sich eine dreifache, jeweils zunehmende Tendenz hinsichtlich der Verankerung des Gemeindebekenntnisses in der Christus-Geschichte: es findet Anhalt an besonderen Widerfahrnissen Jesu, es erscheint im Munde vorösterlicher Zeugen, es begegnet in Jesu eigenem Wort. Interpretatorisch treten dabei unterschiedliche theologische Aspekte in den Vordergrund. Was sie verbindet, ist ihr Bezug auf konkrete Geschichte, auf Geschichte als Offenbarung.

7. Ergebnis

Wir hatten eingangs nach dem konkreten Umgang mit urchristlichen Bekenntnissätzen gefragt. Was sich ergab, sind nicht weniger als sechs unterschiedliche Funktionen, in denen solche Bekenntnissätze bzw. -formeln im neutestamentlichen Schrifttum erscheinen: als kommentierende Kurzfassungen des Verkündigten und Glaubten, als Signale kerygmatisch-kirchlicher Einheit, als Grundlage theologischer und paränetischer Argumentation, als kritische Instanz gegenüber Glaubensirrtum, als Höhepunkte und Elemente der Christus-Geschichte. Auf den Traditionscharakter dieser Sätze wird nur ein einziges Mal verwiesen, nämlich dort, wo kerygmatisch-kirchliche Einheit geltend gemacht wird (1 Kor 15,3a). Doch selbst da interessieren Ursprung und Herkunft der Tradition nicht. Nirgends spielt Apostelautorität eine Rolle. Das Gewicht der Aussagen spricht für sich selbst und bedarf in der Regel keiner Begründung. Das ändert sich erst dort, wo die Verankerung des Gemeindebekenntnisses in der Christus-Geschichte wichtig wird. Davon abgesehen ist allein die Aussage der Bekenntnissätze für ihre Anführung entscheidend, allerdings nicht im Blick auf eine schon mitgebrachte feste Auslegung, sondern im Blick auf ihre Offenheit für neue, spezifische Auslegung angesichts aktueller Auslegungshorizonte. In sämtlichen Fällen zeigt sich, daß mit der konkreten Funktion eines Bekenntnissatzes im jeweiligen Kontext eine spezifische Interpretation seiner Aussage verbunden ist. Ein nicht unwesentlicher Unterschied besteht nur darin, ob sich die neue Interpretation direkt aus dem Kontext ergibt, oder ob sie eine eigene Ausführung findet. Etwas verallgemeinert kann man von folgenden Auslegungshorizonten sprechen, die sichtbar geworden sind: das eschatologische Heil des einzelnen, die Einheit der kirchlichen Verkündigung, die christliche Lebensgestaltung, die aktuelle Mitte christlichen Glaubens, die irdische Christus-Geschichte als Offenbarungsgeschichte. Für Auswahl und Auslegung der aufgegriffenen Bekenntnissätze kommt offensichtlich der jeweiligen Situation eine erhebliche Steuerungsfunktion zu. Das kann so weit gehen, daß die Neuinterpretation eine völlig selbständige Sprachgestalt annimmt, die nun ihrerseits

formelhaften Charakter trägt (Hebr. 1. Joh). Von einem einheitlichen hermeneutischen Prinzip kann dabei keine Rede sein. Es reicht nicht einmal die These, daß der Vielfalt urchristlicher Bekenntnissätze eine ebensolche Vielfalt des hermeneutischen Vorgehens entspricht. Der gleiche Bekenntnissatz kann hermeneutisch vielfältig verwendet werden. Die Offenheit der hermeneutischen Situation ist nicht zu übersehen. Die bleibende sachliche Mitte ist christologisch vorgegeben.

Anmerkungen

- ¹ Thema der 24. Konferenz der Hochschultheologen der Ostseeländer vom 16.–20. 6. 1985 in Uppsala, auf der der folgende Beitrag als Referat gehalten wurde.
- ² Vgl. zusammenfassend G. Haufe: Urchristliche Bekenntnisformeln – Vielfalt und Einheit, in: Als Boten des gekreuzigten Herrn. Festgabe für Bischof Dr. Dr. Werner Krusche zum 65. Geburtstag, Berlin 1982, 215–229. Dort weitere Literatur.
- ³ Weil allein dieses Interesse leitend ist, verzichte ich auf eine weitergehende gattungsmäßige Differenzierung, die ohnehin strittig ist. Vgl. z. B. K. Wengst: Christologische Formeln und Lieder des Urchristentums. Gütersloh 1972, der zwischen soteriologischen Formeln, Personenformeln und Akklamationen unterscheidet.
- ⁴ ThLZ 99, 1974, 321 ff.
- ⁵ Charakteristisch für alle diese Sätze ist die durchgehende Abwesenheit des Zukunftshorizontes. Positiv gliedern sie sich a) in Sätze mit Gegenwartshorizont ohne Heilsaussage und Gemeindebezug, b) in Sätze mit Vergangenheitshorizont, Heilsaussage und Gemeindebezug (Wir-Stil). Ausnahme: die Auferweckungsformel.
- ⁶ Ob sie ursprünglich tafliturgisch verknüpft waren – so schon A. Seeberg: Der Katechismus der Urchristenheit. Leipzig 1903 (Nachdruck München 1966, 162 bis 182 –, muß wohl eine offene Frage bleiben.
- ⁷ V. 13 wird dieser Gesichtspunkt erneut zur Sprache gebracht.
- ⁸ Mit R. Bultmann: Theologie des Neuen Testaments. 5. Aufl. Tübingen 1965, 52; K. Wengst a. a. O. 112 f. und Ph. Vielhauer: Geschichte der urchristlichen Literatur. Berlin/New York 1975, 30 halte ich die Wendungen „nach dem Fleisch,“ und „nach dem Geist der Heiligkeit“ für paulinische Interpretamente (gegen E. Schweizer: Neotestamentica. Zürich/Stuttgart 1963, 180 ff; W. Kramer: Christos Kyrios Gottesohn, AThANT 44. Zürich 1963, 105 und F. Hahn: Christologische Hoheitstitel, FRLANT 83, 2. Aufl. Göttingen 1964, 252), ebenso mit E. Schweizer, K. Wengst und Ph. Vielhauer ebd. die Worte „in Macht“.
- ⁹ U. Wilckens: Der Brief an die Römer. EKK V/1, Zürich-Einsiedeln-Köln-Neukirchen-Vluyn 1978, 279 f. hält gegen die Mehrheit der Ausleger die Doppelaussage V. 25 trotz des Parallelismus membrorum für eine paulinische Bildung, allerdings unter Aufnahme traditioneller Motive. Das überzeugt nicht.
- ¹⁰ H. Conzelmann: Der erste Brief an die Korinther, KEK V. Göttingen 1969, 293. Man mag freilich mit Chr. Wolff: Der erste Brief des Paulus an die Korinther. Zweiter Teil: Auslegung der Kapitel 8–16. ThHK VII/2, Berlin 1982, 152, fragen, ob die Korinther noch an eine leibliche Auferstehung Jesu dachten.
- ¹¹ K. Wengst a. a. O. 141 f., ähnlich R. Schnackenburg: Der Brief an die Epheser, EKK X. Zürich-Einsiedeln-Köln-Neukirchen-Vluyn 1982, 162 f.

¹⁵ Beachte: Entsprechung ist nicht Nachahmung! „Wort des Herrn“ und bringt eine anschauliche Skizze des Parusiegeschehens (V. 16). Theologisch entscheidend ist das abschließend (V. 17b) betonte Mit-Christus-Sein aller.

¹³ Daß schon V. 24 feste Tradition enthält (s. R. Bultmann a. a. O. 49 und E. Käsemann: An die Römer, HbNT 8a. 3. Aufl. Tübingen 1974, 89 f.), hat mit K. Wengst a. a. O. 87 und U. Wickens a. a. O. 183 f. als unwahrscheinlich zu gelten.

¹⁴ Dazu neigen offenbar die „Schwachen“ in Korinth. Vgl. V. 7.

¹⁵ Beachte: Entsprechung ist nicht Nachahmung!

¹⁶ G. Bornkamm: Das Bekenntnis im Hebräerbrief, in: Studien zu Antike und Urchristentum. Gesammelte Aufsätze II. München 1959, 188–203.

¹⁷ Die Korinther hielten offenbar das Zungenreden dafür.

¹⁸ Die öfter vertretene Anschauung, Paulus mißverstehe die Korinther im Sinne der Bestreitung jeglicher Jenseitshoffnung, ist angesichts von 15. 29 kaum haltbar. Vgl. dazu Chr. Wolff a. a. O. 147 und 175.

¹⁹ Angemerkt sei noch, daß Paulus auch dort, wo er nur knapp auf die kommende Auferstehung der Christen verweist, zuvor gern im Bekenntnisstil an den Gott erinnert, der Jesus von den Toten auferweckt hat (1 Kor 6,14; 2 Kor 4,14; Röm 8,11).

²⁰ Ausführliche Diskussion zu diesem Problem bei K. Wengst, a. a. O. 148 ff.

²¹ So L. Hartmann: Taufe, Geist und Sohnschaft, in: A. Fuchs: Jesus in der Verkündigung der Kirche, SNTU 1. Graz 1976, 96 f.

²² Fragen kann man, ob schon Matthäus Jesu Gottessohnschaft in seiner Geistzeugung (1. 20 f.) begründet sieht. Betont wird das jedenfalls nicht.

Nr. 5) Kirche in der DDR – Öffentlichkeitsanspruch einer

Im Jahre 1986 hielt der frühere Vorsitzende der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR, Altbischof Dr. Albrecht Schönherr, auf einer publizistischen Tagung in Güstrow einen Vortrag zum Thema: „Kirche in der DDR – Öffentlichkeitsanspruch einer Minderheit“. Da dieser Vortrag ein großes positives Echo auslöste, bringen wir ihn als Nachdruck aus dem Amtsblatt der Ev. Luth. Kirche in Thüringen Nr. 15/86 den Mitarbeitern unserer Landeskirche zur Kenntnis.

Für das Konsistorium
Dr. Nixdorf

Kirche in der DDR – Öffentlichkeitsanspruch einer Minderheit

Das Thema finde ich sehr interessant. Es ist mutig und pfiffig; so wie es sich für Journalisten gehört, und es ist schon ein bißchen keck. Ich möchte meine Erfahrungen und Beobachtung und auch meine grundsätzlichen Gedanken zu dem Thema anhand der einzelnen Worte deutlich zu machen versuchen. Zunächst einige Vorbemerkungen:

Wie öffentlich ist eigentlich Kirche in der DDR, wenn schon nach Öffentlichkeit gefragt wird. Die Kirche ist noch immer im Dorf. Und nachdem es ein paar Ausrutscher gegeben hat, glaube ich, ist sie im allgemeinen auch immer noch die Dominante eines Dorfes. Sie ist jedenfalls der Punkt, an dem sich die Dorfbewohner orientieren und mit der sie sich identifizieren. In der Stadt ist das unterschiedlich. Es gibt auch in der Stadt, sogar in Berlin, Dominanten in der Beziehung. Was könnte dominanter sein als der Berliner Dom, der mitten unter den Regierungsgebäuden steht als eine immerhin arbeitende Kirche.

Man stellt immer wieder mit einigem Erstaunen fest, daß Kirchen auch bei Nicht-Kirchenmitglieder ein großes Interesse finden. Als vor einiger Zeit der Kirchturm der Friedrichshagener Kirche, einem Ort am Müggelsee, einstürzte, gab es ein großes Weh und Ach bei allen Bewohnern dieses kleinen Vorstädtchens. Und man hat, so wurde mir berichtet, bis in die Parteiorganisation hinein, gesammelt, damit der Kirchturm wiederhergestellt werden konnte.

Wenn wir Öffentlichkeit der Kirche ansprechen, muß man natürlich auch hinweisen auf die große Frequenz von Touristen in alten und bedeutenden Kirchen. Hier in Güstrow haben Sie ja dafür einige interessante Beispiele. Und natürlich ist es dann schön, wenn wir hier auch die nötige Informationsgelegenheit geben. Denn das ist nicht nur eine missionarische Aufgabe, sondern auch eine Aufgabe der Bildung, die man nicht vernachlässigen darf.

Kirche und Öffentlichkeit: Kirchenmusiken sind heute die bestbesuchten kirchlichen Veranstaltungen. Wenn früher die Kirchenmusiken sich als etwas am Rande vorkamen und sich am besten in dem Liedvers wiederfanden „Gott wolln wir billig loben“, dann kann man nur sagen, daß sie heute nicht teurer geworden ist, aber anders. Ich komme aus Brandenburg, beziehungsweise bin da immer noch zu Hause, dort findet von Juni bis September jede Woche im Dom eine Kirchenmusik statt, die jedesmal überfüllt ist. Zu meiner Zeit war dies noch nicht so.

Nicht aber ist es der sonntägliche Gottesdienst, der die Kirche in der Öffentlichkeit zeigt. Die Predigt ist nicht mehr wie im Mittelalter ein öffentliches Ereignis. Aus der Hauptversammlung der Gemeinde ist eine Restversammlung geworden. Und auch die Zusammensetzung der Gemeinde, die sich dort trifft, ist nicht mehr repräsentativ.

Öffentlichkeit der Kirche: Synodalworte, Kanzelerklärungen, die oft mühsam ausgehandelt werden, finden kaum den Weg in die wirkliche Öffentlichkeit. Man hat manchmal den Eindruck, sie werden von anderen Leuten, die nicht der Kirche angehören, sehr viel sorgfältiger gelesen als von uns, teils weil sie von ihrer Ausgewogenheit her nicht vom Stuhl reißen, teils weil sie nur dann wirklich in ihrer echten Bedeutung gewürdigt werden können, wenn man sie sorgfältig interpretiert. Aber dies geschieht weder durch kirchliche Amtspersonen noch auch, soweit ich das verfolgen kann, durch die kirchliche Presse. Ein einfacher Abdruck läßt die Sache meist harmlos erscheinen.

Welche Öffentlichkeit die sonntäglichen Morgenfeiern im Rundfunk haben oder auch nach dem 6. März 1978 die Fernseh- und Nachrichtensendungen, vermag ich nicht zu übersehen. Natürlich decken sie ein bestimmtes Bedürfnis ab, aber ob sich durch sie in der Öffentlichkeit etwas bewegt, (das wäre ja erst wirkliche Öffentlichkeit), das ist doch zu bezweifeln.

Die Anwesenheit der Kirche in der Gesellschaft

Im Evangelischen Pressedienst las ich am 26. Mai, die EKV-Synode habe registriert, daß die Präsenz der Kirche unter den gesellschaftlichen Bedingungen der DDR zunehme. Es gäbe Bereiche kirchlicher Arbeit, in denen ein wachsendes Interesse unübersehbar ist, die aber noch keineswegs voll ausgeschöpft werden. Das hört sich sehr schön an. Im Ruhestand hat man ein wenig Abstand, und man macht Beobachtungen eben auch an sich selber. Und die Beobachtungen, die ich an mir selber mache, und an den Menschen, mit denen ich jetzt mehr zu tun habe, stärken das Empfinden, daß die Kirche nicht in, sondern neben der Gesellschaft steht. Man darf sich da von den vielerlei Aktivitäten in Worten und Dingen, die auch auf sozialem oder politischem Gebiet sich vollziehen, nicht täuschen lassen.

Das moderne Leben, die moderne Lebenswelt ist charakterisiert durch das Entstehen einer ganzen Reihe von Teilwelten. Die Arbeitswelt ist seit Beginn der industriellen Produktion aus der Wohnwelt ausgeschieden, und es sind mindestens zwei Welten mit ganz verschiedenen Regeln entstanden. Wenn der normale Bürger vom Frühstück aufsteht, dann wandert er aus in eine andere Welt, um am Abend in seine Wohnwelt zurückzukehren. Uns Kirchenleuten ist das kaum ganz bewußt, welches Maß an Abhängigkeiten in dieser Arbeitswelt gegeben ist. Sie bestimmt den Menschen nahezu ganzheitlich bis in die zwischenmenschlichen Beziehungen hinein, und das vielleicht in zwar unbewußter, aber doch deutlicher Konkurrenz zur Kirche. Mitten in der Anonymität der Arbeitswelt, und vielleicht gerade deswegen, gibt es durchaus seelsorgerliche Tätigkeiten, wird säkularisierte Seelsorge betrieben, ohne daß die Kirche dabei ist.

Die Kirche ist Sache der Wohnwelt, das heißt, sie ist eigentlich nur am Feierabend zuständig. Sie erhält auch hier Konkurrenz natürlich durch das Fernsehen. Zum Beispiel ist ja jeder Pfarrer töricht, der bei bestimmten Krimis oder einem Fußballländerspiel irgendeine kirchliche Veranstaltung ansetzt. Umgekehrt ist es aber auch deutlich, daß sich die Kirche gar nicht so sehr um die Arbeitswelt kümmert, wenigstens nicht die Kirche vor Ort. Höchstens weist einmal ein Gag in der Predigt darauf hin.

Aber damit nicht genug. Die Gesamtheit der Erfahrung der Arbeitswelt erzeugt ein erhebliches Freiheitsbedürfnis, das in der Wohnwelt im allgemeinen nicht zu befriedigen ist. Der arbeitende Mensch wandert immer deutlicher in die sich bildende Freizeitwelt aus. Der Urlaub ist der Höhepunkt des Jahres. Und wenn man in Berlin, und das wird nicht nur in Berlin so sein, an einer Ausfallstraße wohnt, dann kommt man aus dem Staunen nicht heraus, was sich da an den Wochenenden heraus und hinein bewegt. Auch hier ist die Kirche nicht präsent, oder fast nicht. Bleibt noch die Urlauberseelsorge, deren Effektivität ich nicht übersehe. In der Freizeitwelt wirkt die Faszination, daß man jene Freiheit zur Verfügung bekommt. Die Angebote der Kirche treffen auf Mißtrauen, weil man sich nicht wieder neuen Belastungen aussetzen möchte.

Das Fazit also wäre: Die Kirche ist im wesentlichen außerhalb des Zusammenhanges von Arbeitswelt und Freizeitwelt, wobei sie praktisch auf die Wohnwelt im engeren Sinne beschränkt geblieben ist. Das Entscheidende daran ist, daß das auch inhaltlich gilt, weil die Werte, die die Kirche vertritt, nicht recht in den Zusammenhang zwischen Arbeitswelt und Freizeitwelt hineinpassen, jedenfalls nicht als passend empfunden werden.

Die Kirche in der sozialistischen Gesellschaft der DDR

Das Gesagte gilt für Kirche in den verschiedenen Gesellschaftsordnungen der modernen Industriegesellschaft also auch in der Bundesrepublik Deutschland. In der DDR gibt es aber noch einige Spezifika. Zuerst zur offiziellen Einordnung: Artikel 20 der Verfassung der DDR sichert jedem Bürger der DDR unabhängig von seinem weltanschaulichen oder religiösen Bekenntnis die gleichen Rechte und Pflichten zu. Das hat Erich Honecker noch einmal am 6. März 1978 unterstrichen und dabei eben auch deutlich gemacht, daß er seinen Eid auf die Verfassung geschworen hat und es darum selbstverständlich ist für ihn: Gewissens- und Glaubensfreiheit sind gewährleistet. So steht es in der Verfassung.

In Artikel 39 heißt es dann, daß jeder Bürger der DDR das Recht hat, sich zu einem religiösen Glauben zu bekennen und religiöse Handlungen auszuüben. Das ist also das Recht eines Bürgers, des Einzelnen. Bekanntlich war der zweite Abschnitt des Artikel 39, der von den Kirchen handelt, oder besser gesagt, in dem die Kirchen vorkommen, in dem Entwurf noch nicht vorhanden. Sondern ist erst, soweit ich unterrichtet bin, durch die Eingabe von Bischof Mitzenheim, aber ich denke auch durch das Votum der anderen Bischöfe, hineingekommen. Bemerkenswert ist, daß nicht dasteht „Die Kirchen ordnen ihre Angelegenheiten selbständig“, sondern: „Sie ordnen sie in Übereinstimmung mit der Verfassung.“

Die Verfassung aber stellt vor die Grundrechte und Pflichten der Bürger in Abschnitt 2 die Grundlagen der sozialistischen Gesellschaft. Dort heißt es in Artikel 1.1: „Die DDR ist ein sozialistischer Staat deutscher Nation. Sie ist die politische Organisation der Werktätigen in Stadt und Land, die gemeinsam unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei den Sozialismus verwirklicht.“ Der Kirche wird offenbar nicht zugemutet, sich dieser Führung anzuschließen. Aber damit wird eben auch deutlich ihre Außenseiterrolle dokumentiert, und das merkt man auch an den ziemlich vagen Ausführungen über die Kirche in der Verfassung von 1968 im Unterschied zu der von 1949. Da wird nur davon geredet, daß sie ihre Angelegenheiten und ihre Tätigkeiten ausübt.

Zu bedenken ist bei dem Artikel 27, bei dem es um die Meinungsfreiheit geht, daß es dort heißt: „den Grundsätzen dieser Verfassung gemäß“. Die Grundsätze dieser Verfassung sind eben in dem Artikel 1.1 und den nächsten deutlich gemacht worden. In diesem gleichen Artikel ist dann auch von der Pressefreiheit die Rede, offenbar doch auch unter der gleichen Prämissen, nämlich, daß die DDR ein sozialistischer Staat deutscher Nation ist, die politische Organisation der Werktätigen, die gemeinsam unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei den Sozialismus verwirklichen.

Das ist die offizielle in der Verfassung garantierte Stellung von Kirche und Glauben. Wie sieht es aus mit der Öffentlichkeit und der öffentlichen Meinung? Hier möchte ich hinweisen auf einen Aufsatz von Helmut Zeddies zum Öffentlichkeitscharakter der Predigt in „Immer noch Predigt?“ (Berlin 1975). Nach der marxistischen Definition wird Öffentlichkeit durch gemeinsame Interessen und Intentionen gebildet. Diese gewinnen in Kollektiven und Organisationen Gestalt und spiegeln den Klassenstandpunkt wider. Konsens wird in der Öffentlichkeit nicht durch Kompromisse erreicht, sondern durch Parteilichkeit. Diese entwickelt sich zwar spontan, nimmt aber den Charakter eines bewußt ge-

dachten Prozesses zur Förderung der gesellschaftlichen Entwicklung an. Die öffentliche Meinung wird also von der gesellschaftlichen Realität bestimmt. In welchem Maße sie sich niederschlägt, hängt auch von Emotionen und Traditionen ab.

Soweit möchte ich sagen, ist das schließlich übereinstimmend mit anderen Auffassungen von Öffentlichkeit. Aber nun geht es weiter. Je mehr die politischen, materiellen und kulturellen Interessen der Werktätigen mit den Erfordernissen der sozialistischen Gesellschaft übereinstimmen, um so stärker bildet sich öffentliche Meinung. Das Kleine politische Wörterbuch sagt zu öffentlicher Meinung: Je mehr die individuellen Interessen der Mitglieder der sozialistischen Gesellschaft mit den gesamtgesellschaftlichen Interessen übereinstimmen, sich die politisch moralische Einheit des Volkes entwickelt, um so mehr bildet sich eine einheitliche sozialistische Meinung heraus. Sie trägt entscheidend zur Formung und Verbreitung des sozialistischen Bewußtseins und damit zur Verwirklichung der historisch neuen Qualität der sozialistischen Gesellschaftsform bei.

Öffentliche Meinung wird in allen Gesellschaftssystemen von Klasseninteressen beeinflußt und von Gruppen manipuliert. Hier aber ist das besondere, daß die öffentliche Meinung bewußt in den Dienst der Verwirklichung des Sozialismus gestellt wird. Mit der Macht und dem Informationsmonopol des Staates und der Partei wird sie gesteuert. Das ist Öffentlichkeit und in ihr öffentliche Meinung, und damit haben wir es zu tun, wenn wir in der DDR von dem Öffentlichkeitsanspruch der Kirche reden. Wir treffen dann auf die Überzeugung, die sowohl liberal wie auch marxistisch ist: Religion ist Privatsache. Privat heißt aber das Gegenteil von öffentlich, also nicht von allgemeinem Interesse, nicht allgemein zugänglich. Diese Überzeugung verweist die Kirche an Innerlichkeit, über die man nicht redet. Sie bestreitet ihr im Grunde das Recht, in öffentliche Dinge hineinzureden, ja eigentlich schon, sie überhaupt zu erörtern.

Das steht nun in diametralem Gegensatz zu unserem Bestreben als Christen die gesellschaftliche Relevanz des Evangelium deutlich zu machen. Das haben wir im Kirchenkampf gelernt, und so haben wir es nach der Gründung des Bundes, indem wir das Darmstädter Wort des Bruderrates und auch Bonhoeffers Theologie ernst nahmen, versucht zu verwirklichen.

Nun ist natürlich eins noch DDR-spezifisch, was hier nicht ausgelassen werden kann: Der besondere Ort unserer Öffentlichkeit ist die Nahtstelle zweier Systeme. So lebt die Kirche bei uns in zwei Öffentlichkeiten, die sich antagonistisch entgegenstehen. Wie sehr sie das muß, weiß jeder. Ein Synodalbericht zum Beispiel oder etwas, was auf einer Synode passiert, war längst in der Abendschau oder woanders zu hören, bevor es bei uns zu lesen war. Es sind zwei entgegengesetzte Interessenslager, die sich hier begegnen. Das bekommen wir ständig zu spüren. Wenn ich einen Vortrag gehalten habe und hernach die beiden Berichterstattungen vom Osten und vom Westen zusammennehme, kann ich so ungefähr herausbekommen, was ich da wirklich gesagt habe.

Es ist ja leider so, daß die westlichen Medien hier in einer Weise wichtig genommen werden, daß sie als Argument gegen uns verwandt werden. Ich habe das oft genug erlebt. Von daher ist es zu verstehen, aber es ist nicht zu billigen, daß es eine ganze Menge Angst und Zurückhaltung gegenüber der Presse gibt. Ich halte das für falsch. Denn solche Zurückhaltung erzeugt Mißtrauen, Mißverständnisse, und auf die Dauer wird da-

mit ein Desinteresse erzeugt, an dem uns wirklich nichts liegen kann. Die Kirche sollte unverwandt und unentwegt das tun, was ihre Sache ist. Ihr Auftrag weist sie an die Welt. Sie hat keine Möglichkeit, an einen dritten Ort zu flüchten.

Das Wort von der Minderheitssituation

Das besondere an unserer Kirche ist ja, daß sie als einzig protestantische Kirche in der sozialistischen Welt eine Mehrheitskirche ist, die nun unausweichlich einer marxistisch-leninistischen Partei begegnet. Was hier passiert bei uns, ist ein Experiment, so hat es der Staatssekretär für Kirchenfragen Klaus Gysi ausgedrückt, und damit kommen wir der Sache auf den Grund. Denn was ich vorhin gesagt habe, ließ ja nicht viele Möglichkeiten zu, öffentlich zu werden in unserem Sinne. Jetzt geht es darum, daß man miteinander, abgesehen von oder unter Zurücklassung einiger ideologischer Fragen und Forderungen einen Weg sucht, den man miteinander wirklich gehen kann, nachdem auch höchst offiziell festgestellt worden ist, daß mit einem Absterben der Kirche so schnell noch nicht zu rechnen ist. Wir werden noch eine Weile miteinander leben müssen.

Diese Kirche aber, wir wünschen sie uns stark und gewaltig, wenn auch nicht ganz so gewaltig wie in Polen, ist nun deutlich in eine Minderheitssituation geraten. Das war im Grunde genommen schon für alle, die sehen wollten, vor **aller Augen, wer schon** früher Tatsache. Auch die sogenannte Volkskirche des Westens ist ja doch zu weiten Teilen soziologisch gesehen eine Minderheit. Die Zahl der aktiven Christen ist immer klein und ist auch immer, denke ich, in den letzten Jahrhunderten klein gewesen. Ich denke an meine erste Dorfgemeinde in der Uckermark, in der alle Kinder getauft wurden und alle Kinder zum Konfirmandenunterricht kamen. Ich hatte sechzig Konfirmanden damals. Heute hat es wahrscheinlich nur noch sechs, aber es blieben damals, auch wenn es gut kam, eben nur sechs oder zehn irgendwo in der Nähe der Kirche.

Wir erleben nun heute eine immer kleiner werdende – lassen sie mich das törichte und häßliche Wort Randsiedler nehmen – eine immer kleiner werdende Randsiedlerzone, dafür aber ein neues Gastverhältnis. Die neue Lebensordnung möchte ja versuchen, das in den Griff zu bekommen. Das muß auch theologisch noch bewältigt werden, es ist noch weit ab davon. Das ganze Mitgliedsrecht scheint mir neu durchdacht werden zu müssen. Wer ist denn Mitglied der Kirche, jeder Getaufte, jeder Konfirmierte, jeder, der seine Kirchensteuer bezahlt hat? Man kommt ja in Verlegenheit, wenn man gefragt wird, wieviel Christen habt ihr denn nun eigentlich, oder wieviel Kirchenmitglieder. Dann muß ich sagen: Ich weiß es nicht. Das wird mir natürlich nicht geglaubt.

Neu ist an dieser Situation nur das, daß eben die Randsiedler oder gar nicht mehr Randsiedler, diese Grauzone um die Kirche her, immer weniger gespeist ist mit christlichem Inhalt. Das ist eine Entwicklung, die schon von der NS-Zeit her zu vermerken ist. Da gab es Familien, die völlig abgeschaltet waren gegenüber Kirche und Christentum. Deren Kinder und Enkel sind natürlich nun auch nicht näher dran, normalerweise, abgesehen davon, daß Gott sei Dank hier und da immer wieder einmal Leute ganz von ferne kommen und sich dann plötzlich in der Kirche melden zum Erschrecken ihrer Angehörigen.

Einem großen Teil unserer jungen Menschen sind kirchliche Inhalte so fremd geworden, daß der Staat selbst jetzt in der Bildung etwas dazu tun muß, um die Möglichkeit zu erhalten, unsere Traditionen verstehen zu können. Ich denke daran, daß auf dem Lehrplan der Oberschulen auch die Bibel steht. Das sind ja nun doch Zeichen dafür, daß es hier offenbar um extreme Situationen geht, um Anwesenheit einer extremen Minderheit, die nicht nur die Minderheit derer ist, die noch richtig aktiv sind, sondern eine Minderheit derer, die überhaupt noch etwas von christlichen Inhalten wissen.

Solche Minderheitssituation ist selbstverständlich nicht leicht zu bewältigen, das liegt auf der Hand. Die Kirchen sind viel zu groß meistens. Pfarrer, die früher ihre sechzig Konfirmanden hatten und jetzt noch sechs, neigen dazu, zu resignieren und sich zu fragen: Was haben wir denn verkehrt gemacht? Denn wir Christen sind ja auch nicht frei von der Rechtfertigung unseres Dienstes aus den Zahlen. Wer heute große Zahlen bringt, der kann etwas und der ist etwas. Schwunderscheinungen sind für den, der sich nicht am Auftrag Jesu, sondern am Volk orientiert, ein Beweis gegen die Sache selbst. Aber Resignation – das heißt ja bekanntlich „die Feldzeichen zurücknehmen“ – heißt eben das Scheitern schon einzukalkulieren. Resignation ist Akt verzweifelten Hochmutes oder hochmütiger Verzweiflung. Resignation nimmt die Statistik ernster als Gottes Treue und Zusagen. Es ist wahrscheinlich paradox für eine allzu bequem gewordene Kirche, wenn nicht notwendig, daß sie dicht an den Nullpunkt herangeführt wird, um die Umrisse des Kreuzes wieder ins Auge fassen zu können. Wenn wir aber an Gottes Zusage und an seine Treue glauben, dann schließt das ein, daß wir auch die Chance der kleinen Schar erspüren.

Das Thema Minderheit ist für mich keineswegs ein Thema, was einen in die Resignation und in die Verzweiflung treibt, sondern ganz im Gegenteil. In der Minderheitssituation ist unser Glaube eben nicht mehr das Normale und das Selbstverständliche, über das man gar nicht mehr spricht. Er ist ein Angebot unter anderen. Und doch ist er ein besonderes Angebot. Wir hatten uns schon zu sehr daran gewöhnt, daß da ein Kreuz ist und ein Mann an diesem Kreuz hängt. Für viele ist das Kreuz wieder in seiner ganzen Schrecklichkeit zu sehen. Und ich glaube, es ist notwendig, daß das geschieht. Denn nur so wird man verstehen, was es meint.

Wir müssen uns immer wieder einmal der unverblühten Frage stellen: Wozu seid ihr eigentlich da? Was wollt ihr eigentlich? Und es ist dann lebensnotwendig, daß wir eine Antwort geben, die nicht nur aus ein paar Worten besteht, vielleicht ein paar schnippischen Worten, sondern die mit einer ganzen Existenz gegeben wird. Unsere Antwort muß zwingend verdeutlichen, daß die Sache für die wir einzutreten haben, daß der Name, für den wir einstehen, unverwechselbar und unersetzlich ist. Es ist immer wichtig, gefragt zu werden. Der Pfarrer ist nicht mehr der Hüter der allgemein anerkannten Grundwerte, die er dann bloß noch etwas erläutern und anwenden muß, und so ist er dann eine allgemein anerkannte Autorität. Er ist auf der sozialen Skala weit nach unten gerutscht. Das heißt nicht, daß er nicht ein immer noch sehr großes Vertrauen hat für das er nur von Herzen dankbar sein kann, aber in der allgemeinen Skala ist er doch weit nach unten gerutscht. Ob das so schlimm ist? Ich glaube, es ist gut für uns Christen, wenn wir uns Gedanken machen müssen über unseren Glauben, wenn wir, wie der 1. Petrusbrief sagt, Rechenschaft geben über die Hoffnung, die in uns ist. Haben wir nicht immer unter der entsetzlichen Uninteressiertheit und Unengagiertheit derer gelitten, die sich Christen nennen? Es sind doch gute Zeiten und

keine schlechten Zeiten, wenn die Frage nach Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Trauung eben nicht mehr etwas Selbstverständliches ist, was man so mitnimmt, sondern daß diese Fragen kräftig in Gang gekommen sind.

Im Ganzen meine ich, die Chance, daß die kleine Schar, die Minderheit, ein deutlicheres Zeichen ihres Glaubens geben kann als eine Kirche, die immer nur darauf bedacht sein muß, die Zustimmung der Mehrheit zu erhalten. Diese Chance ist da. Eine Minderheitskirche kann von der abendländischen Vermischung von christlichem Glauben und Mammonkult leichter Abstand gewinnen als eine Mehrheitskirche. Vielleicht lernen wir, jetzt auch deutlicher zu sehen, daß die Bergpredigt wirklich Heilung für diese Welt bedeuten würde, wenn man sie ernst nähme. Eine kleine Gemeinde, wenn sie sich nicht einkapselt, wenn sie sich nicht einigelt als Ghettokirche, hat Chancen, Beistandsgemeinde zu sein, brüderliche, seelsorgerliche, tragende Gemeinde zu werden, so wie Luther das in seiner Frühzeit erhofft hat: eine Gemeinde, die Geborgenheit, Trost und Rat vermittelt, dem einzelnen hilft im Alltag seines Glaubens zu leben und antworten zu können, wenn er gefragt wird.

Ich sehe auch eine Chance, buchstabieren zu lernen, was das Kreuz nicht nur für den einzelnen Christen, sondern für die Kirche bedeutet, damit sie alles triumphalistische Gehabe ausschließt, von dem wir auch noch nicht frei sind. Kirche redet nun nicht mehr vom Katheder aus, nicht mehr als die Lehrerin der anderen, die immer schon weiß, was man zu glauben und zu tun hat. Darum habe ich das Wort Wächteramt nicht so fürchtbar gerne, weil man da immer an den Wächter oben auf der Zinne denkt, der immer alles eher sieht als die anderen, der besser Bescheid weiß als die anderen. Wir sind nicht mehr auf dem Wachturm oben über der Stadt, von wo man besser raten kann, sondern wir sind mitten im Getümmel. Wir spüren die Schmerzen der Gesellschaft am eigenen Leibe. Wir sind weit davon entfernt, die kleine Schar als Vorbild und Elite ausgeben zu können. Die kirchliche Presse tut meines Erachtens gut daran, sie tut der Sache Christi einen Dienst, wenn sie sich auch der Kirchenkritik befleißigt und sich nicht beirren läßt durch den Vorwurf mangelnder Solidarität. Die Kirche ist in vielen Dingen so ratlos wie die anderen und mißtraut denen, die auf alles eine Antwort haben. Sie weiß etwas von der Treue Gottes, sie weiß darum auch, daß die kleine Schar die Chance hat, Salz der Erde zu sein. Salz ist immer quantitativ in der Minderheit.

Öffentlichkeit der Kirche

Warum und wozu Öffentlichkeit? Wir kommen damit zum Kern der Sache. Wie kommt eine Minderheit, wie kommt sie unter den Bedingungen einer sozialistischen Gesellschaft dazu, Öffentlichkeit zu wollen? Ich möchte hier das Wort Öffentlichkeitsanspruch infrage stellen. Es könnte den falschen Eindruck erwecken, als habe die Kirche erst dann Öffentlichkeit und ihre Botschaft habe erst dann Öffentlichkeit, wenn sie sie selbst beansprucht, und wenn ihr diese Öffentlichkeit vom Staat oder der Gesellschaft gewährt wird. Das Wort war in den fünfziger Jahren als Protest gegen die unter dem Decknamen Entkonfessionalisierung geschehene Verbannung aus der Öffentlichkeit verständlich. Wir sollten heute lieber sagen: Die Kirche hat Öffentlichkeit. Sie hat die Aufgabe, diese zu verwirklichen. Was ist denn öffentlich? Öffentlich ist das, was alle angeht und wozu alle Zugang haben. Gott will, daß allen Menschen geholfen wird und sie zur Erkenntnis der Wahr-

heit kommen, heißt es 1. Timotheus 2, 7. Das geht alle an. Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen (Johannes 6,37). Allen gewährt Jesus den Zugang zu ihm und damit zum Vater. Öffentlich hat Jesus gepredigt, öffentlich hat er geheilt, in öffentlicher Hinrichtung ist er für uns gestorben. Sein Werk ist öffentlich. Zu seinem Werk gehören auch seine Jünger. Darum sind sie das Licht der Welt. Sie sind sichtbar, weil sie zu ihm gehören. Das heißt aber nicht, daß sie daraufhin den Mund halten und die Hände in den Schoß legen können. Mit der Berufung dazu, Licht zu sein, stellt Jesus sie auch in die Verantwortung hinein: Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht, und was euch gesagt wird in das Ohr, das predigt auf den Dächern! Das Matthäusevangelium endet mit dem Aussendungsbefehl in alle Welt, und Lukas läßt in der Pfingstgeschichte die Apostel hinaustreten vor die Mege, um die großen Taten Gottes zu bezeugen. Evangelium tendiert auf Öffentlichkeit. Aber, das muß nun auch dazu gesagt werden, es ist nicht wesentlich an Öffentlichkeit gebunden, es kann auch in der Stille wirken. Neben dem Bild vom Licht steht das vom Salz der Erde. Neben den Predigern Jesu stehen die Gespräche z. B. mit Nikodemus oder dem reichen Jüngling. Es gibt Zeiten und es gibt Orte, die sich der Öffentlichkeit versagen. Aber das Evangelium wird dadurch nicht zum Schweigen gebracht.

Wir haben eben gesagt, warum Öffentlichkeit. Jetzt fragen wir: wozu Öffentlichkeit? Damit Gott alle, seine Schöpfung, wiederbekommt; damit die Menschen, die Gott suchen, ihn finden und ihm seine Treue glauben; damit die Menschen umkehren und ihr Leben hell wird. Diesen Glauben zu erlangen, hat Gott der Gemeinde aufgetragen, das Evangelium zu predigen (CA 5), die Botschaft von der freien Gnade auszurichten an alles Volk, so sagt es Barmen VI, die Gemeinde kommt diesem Auftrag nach durch das persönliche Zeugnis von Mensch zu Mensch, durch das Gespräch in der Gruppe und natürlich durch die öffentliche Predigt (CA 14). Ihr Ziel ist – mit Worten Bonhoeffers –, daß sich die Welt unter dem Worte Gottes verändert und erneuert, und zwar die Welt, nicht bloß der einzelne Christ. Das sind alles hochtheologische Gedanken. Das folgende möchte ich nun aber unter dem Gesichtspunkt der Kommunikationswissenschaft, also unter den Bedingungen menschlicher Kommunikation, sagen. Es ist formuliert speziell für die Predigt, aber gilt für alle kirchliche Öffentlichkeitsarbeit.

Öffentlichkeit durch Proklamation

Diesen Zusammenhang zwischen Christusbotschaft und Öffentlichkeit hat die Wende der Theologie seit Karl Barth wieder neu ans Licht gebracht, also seit dem ersten Weltkrieg. Die Forderung für die praktische Theologie hieß dann: Das Wort selbst findet seinen Weg in diese Welt, die Predigt ist die öffentliche Handlung schlechthin, die Frage nach der Streubreite ist unnötig, ja vielleicht sogar unerlaubt. Das Wort selbst setzt sich durch, es hat eine eigene in sich liegende Autorität. Seine Wahrheit ist erhaben über menschliche Zweifel und menschliche Mühen. Unser Tun ist nur Heroldsruf, Ausrufen eines Ereignisses, Aufruf zu Buße und Glauben. Mit dieser Predigt wird die Welt entgöttert, entmythologisiert, werden menschliche selbstgemachte Götter entlarvt, Tyrannen entmacht.

Soweit so gut, aber die Gefahr besteht natürlich, daß man auf diese Weise sich eine eigene Welt, eine Gegenwelt aufbaut. Die Gefahr besteht, daß Gottes herrschaftliches Tun nun methaphysisch mißverstanden wird, daß dann, wenn Gott etwas in seiner Vollmacht tut, der Mensch nur noch Werkzeug ist. Der Mensch ist

aber kein Gegenstand, sondern gerade durch die Berufung zum Glauben ist er in den verantwortlichen Dienst gestellt. Um es einmal mit den Worten Manfred Josuttis zu sagen: Hier werden kategorische, potentielle und reale Publizität verwechselt. Ich beziehe mich bei Manfred Josuttis auf sein Buch „Praxis des Evangeliums zwischen Politik und Religion“ (München 1980) – was ich für sehr lesenswert halte. Die prinzipielle Öffentlichkeit des Wortes Gottes kann die faktische Bemühung um die Realisierung der Öffentlichkeit nicht überflüssig machen. Wohl aber kann der Gedanke daran trösten und Hoffnung erwecken. Wenn man Predigt aber als reine Proklamation versteht, also nur als Heroldsruf, wäre sie in einer Welt angesiedelt, wo eben Heroldsrufe zum System gehören. Das ist die Feudalwelt mit ihrem klaren Oben und Unten. Das ist aber nicht mehr die Welt, in der wir leben. Solches Verständnis mit dem Oben und Unten findet überhaupt keinen Widerhall bei denen, die von der Kirche nichts oder nichts mehr erwarten.

Öffentlichkeit durch Information: Nach dem, was wir eben gehört haben, ist der Vorwurf verständlich, die sonntägliche Predigt stehe auf dem Stand der mittelalterlichen Kommunikationsmittel und werde darum von der Öffentlichkeit weder zur Kenntnis genommen noch verändere sie etwas. Das führt dann zur Forderung des Ortwechsels: Also weg von der Kanzel hin zur Redaktion oder zum Mikrofon. Aber die Beispiele, die ich ganz am Anfang schilderte, lassen mich zweifeln, ob der Ortswechsel schon reale Öffentlichkeit sichert. Und so rät man dann in bestimmten Kreisen der praktischen Theologie: Möge doch die Kirche sich an den Debatten um die öffentlichen Angelegenheiten sehr viel mehr beteiligen! Möge sie in die kritische Diskussion um die Verfassung, die Gesellschaft eingreifen! Das fordert einen neuen Redestil, Dialog; Nichts dagegen einzuwenden, die Kirche ist dazu da, Unruhe anzustiften, statt inhaltslos und freudenlos zu proklamieren. Aber wenn das so ist, dann fragt man sich: Was soll solch kirchlicher Spiegel eigentlich noch leisten, wenn es schon einen weltlichen gibt? Die Gefahr besteht jedenfalls, daß man die eigenen Möglichkeiten, die eigene Authentizität überschätzt. Worin bestände denn das spezifisch Christliche. hätten wir in unseren Predigten und unserem kirchlichen Tun nur eine geistliche Modenschau zu geben? Wäre nicht eine oppositionelle Kirche nur ein Duplikt einer außerparlamentarischen Opposition? Ich glaube, daß der Satz, den Josuttis aufschreibt, wichtig ist: Nur das Spezifische einer Gruppe macht diese Gruppe zum Gesprächspartner für die Öffentlichkeit. Wenn wir dasselbe reden, was andere auch sagen, könnten wir uns die Mühe auch sparen.

Öffentlichkeit des Gerüchts: Öffentlichkeit konstituiert sich nicht nur in offiziellen Kanälen. Die Kommunikation der Gesellschaft fließt in zwei Kanälen. Erstens in mittelbarem, unpersönlichem, formalisiertem Austausch durch Medien; zweitens in unmittelbarem, persönlichem, informellem Austausch von Mund zu Mund, also in Gerüchten. Gerüchte, das sind Klatschgeschichten, Stammtischreden, das ist Gespräch am Arbeitsplatz, das sind Flüsterwitze über die Herrschenden, das sind bestimmte Werteinstellungen, das sind Vorurteilstypen, die konserviert werden. Wenn es bloß wenig offizielle Informationsmöglichkeiten gibt, spielen die Gespräche an der Tür oder am Zaun eine besondere Rolle. Sie sind im allgemeinen wesentlich potenter als große methodische Anstrengungen, die wir machen, um offizielle, formelle Informationen an den Mann zu bringen.

Das Gerücht ist gar nicht so schlimm, wie es im ersten Augenblick scheint. Das Gerücht von ihm erscholl durch

das ganze Land, heißt es Matthäus 4, 24 und öfter. Die Veröffentlichung des Evangeliums ist nicht auf offizielle Akte beschränkt wie z. B. auf den Gottesdienst, sondern das Evangelium verbreitet sich auch oder sollte sich oder könnte sich verbreiten als Gerücht. Offenbar ist es in der Urchristenheit so gewesen, wenigstens trägt die Offenbarung des Johannes nach deutlich die Bildersprache der Gerüchte.

Noch ein Satz von Josuttis: Information durch die Medien wird sozial effektiv erst durch den persönlichen Meinungsaustausch. Also erst wenn beides zusammenkommt, Information durch die Medien und der personale Meinungsaustausch, dann wird es wirklich effektiv, und vielleicht ist es auch das, was man in den Relationen genau bedenken muß. Gerüchte entstehen vor allem in Krisensituationen. Denken wir nur an die vielen Gerüchte, die im Krieg dagewesen sind. Man kann auch Gerüchte manipulieren. Aber es ist unmöglich, daß man durch öffentliche Dementis Öffentlichkeit manipuliert oder Inhalte aus ihr verbannt.

Es hat seine Schwierigkeiten mit den Gerüchten. Gerade auf dieser Ebene sind Meinungsumschwünge äußerst schwierig zu erreichen. Aber hier werden sie dann wirkliche Umschwünge. Meinungsumschwünge sind nämlich um so schwieriger, je mehr die Meinung auf die eigene Existenz bezogen ist. Ich erinnere daran, wieviel Mühe sich unser Staat, und ich denke auch wir in der Kirche, gegeben haben, die Verständigung mit den Polen nicht nur auf dem Papier stehen zu lassen, sondern sie auch bis in das Gemüt des einzelnen einzubringen. Wieviel Rückschläge erleben wir da. Denn wenn man seine Meinung ändert, dann ängstet man sich vor der Verunsicherung, dann ängstet man sich davor, daß man gesagt bekommt: du hast ja damals so geredet und warum denn heute so? Und je näher das an der Existenz dran ist, desto mehr verunsichert man die eigene Existenz. Eine Änderung wird nur dann geschehen, wenn man zugleich eine neue Geborgenheit anbieten kann. Dann kann man sich auch eine Korrektur seiner Einstellung leisten.

Beide Ebenen müssen zusammenwirken. Wenn es nur offizielle Informationskanäle gibt, dann kann der Inhalt dessen meist in die Erinnerung eingeschleust werden. Hilfreich wirksam wird es erst, wenn unsere Informationen in die informellen Kanäle weiterfließen, in zwischenmenschliche Gruppenkontakte, wo die Menschen beginnen, aufeinander zu hören, miteinander zu reden, einander offen das richtige Wort zu sagen.

Dies alles ist wahrhaftig kein Plädoyer für die Auswanderung in den Untergrund, ist auch nicht dazu da, um eine Gegenöffentlichkeit zu fördern oder herzustellen. Ein Verzicht auf eine offizielle Kommunikationsmöglichkeit wäre sogar sehr gefährlich, weil sie die Kirche zur Sekte machen würde. Aber man darf sich eben nicht mit den formellen Informationen begnügen. Das Evangelium will bis in die Praxis hinein, bis in die profanen und privaten Bereiche unseres Lebens.

Folgerungen, Chancen, Probleme

Zu inhaltlichen Fragen: Ich glaube, es war Werner Krusche, der einmal das Wort von der kritisch unterscheidenden Mitarbeit geprägt hat. Wir denken an Barmen V, das von der Verantwortung der Regierenden und Regierten redet, für Recht und Frieden zu sorgen. Unsere Mitarbeit kann nur in der unbedingten Bindung an den Auftrag der Kirche geschehen und nicht, indem wir uns in irgendeine andere Ebene oder in einen anderen Auftrag hineinziehen lassen. Und ich denke noch

einmal an das, was über die Gesprächsfähigkeit einer Gruppe gesagt wurde: Eine Gruppe ist nur dann gesprächsfähig und wird nur dann ernstgenommen als Partner, wenn sie auch das vertritt, was sie unverwechselbar zu vertreten hat. Wir müssen unseren eigenen Beitrag in der Öffentlichkeit daraufhin prüfen.

Ich denke der Auftrag, für Frieden einzutreten, der folgt, so Bonhoeffer, unmittelbar aus dem Kommen Christi. Und wir, denke ich, haben speziell die Aufgabe der Friedenserziehung, Frieden nicht nur zu stiften, sondern auch dafür zu sorgen, daß Feindbilder abgebaut werden, daß Verständnis gefunden wird, daß man Feindselie in dem Sinne erreicht oder probiert, daß man den anderen entfeindet und so die Grundlage zum Vertrauen legt, die allein es ermöglicht, einen Schritt weiterzukommen im Blick auf den nötigen, lebensnotwendigen Frieden.

Wir haben den Auftrag, einzutreten für die Schwachen. Christus hat sich zu den Schwachen gehalten. Wir sollen nun zu denen halten, die keine Lobby haben. Wir sollten für sie da sein, für solche, die in die Ecke gestellt werden. Wir sollten immer wieder pochen auf die Beseitigung des Elends der dritten Welt. Wir sollten wirksame und selbstlose Hilfe verlangen. Wir sollten pochen auf gerechte Verteilung der Güter und warnen vor einer falschen Entwicklungspolitik.

Unser Auftrag, dies ist uns in den letzten Jahren immer deutlicher geworden, bezieht sich auf die Schöpfung Gottes, auf die Umwelt. Ich bin eigentlich ganz froh darüber, daß die öffentliche Diskussion über die Umweltfragen, wenn ich mich recht erinnere, wesentlich durch uns Christen in die Öffentlichkeit gekommen ist. Ich muß dankbar an eine mecklenburgische Synode denken, in der meiner Meinung nach das erste Mal dieses Thema in aller Klarheit auf den Tisch kam. Wir müssen mit Beharrlichkeit auf Besserung dringen und selber vorbildlicher an dieser Stelle sein. Ich sprach von kritisch unterscheidender Mitarbeit. Wir müssen den Mut haben, ja zu sagen. Das ist manchmal bei uns gar nicht so leicht, leichter ist Nein zu sagen. Man erwartet von uns eigentlich, daß wir nein sagen. Wir dürfen uns nicht einfach in eine differenzierte Opposition hineinziehen lassen, aber natürlich auch nicht einfach das nachsprechen, was sowieso schon alle sagen und was man in allen Zeitungen sehen und lesen kann. Ich glaube, damit allein ermuntern wir zu diesem beiderseitigen Lernprozeß, von dem man heute auch auf staatlicher und parteilicher Seite schon gesprochen hat. Darum müssen wir etwas riskieren. Wir müssen immer an der Grenze entlanggehen und gelegentlich auch einmal einen Fuß darüber hinaus. Sonst läuft unsere Arbeit nur auf die Bestätigung des Status Quo hinaus. Wir müssen ja sagen, wo man das kann, und nein sagen, wo man es muß. Helmut Gollwitzer hat mir einmal bei einem Abschied gesagt: Sorgt dafür, daß die marxistische Religionskritik nicht immer wieder nur bestätigt wird durch euch. Die Gefahr des Klasseninteresses ist auch bei uns durchaus nicht gebannt. Ein Beispiel aus der Ferne dafür, das schon eine Weile zurückliegt: Nach dem Kriege 1945 hat die EKD sich mit Wärme eingesetzt dafür, daß die alten Nazis nicht allzuschlecht behandelt würden. Die waren damals ja eingesperrt weithin, viele sind gestorben. Als damals die Kommunisten eingesperrt wurden, hat sich keine Stimme geregt, und man hätte doch gut daran getan, ein bißchen zurückhaltender oder leiser zu sein und nicht so zu tun, als ob man jetzt für die Schwachen schlechthin einzutreten habe. Wir müssen gleichfalls alles dafür tun, daß der Vorwurf des Klasseninteresses ins Leere trifft. Wir haben das Interesse Gottes am Menschen zu vertreten. Darum sind wir auch dankbar für die große Bedeutung der Dia-

konie bei uns. Darüber hinaus haben wir uns zu denen zu stellen, die von der Gesellschaft allzuleicht beiseite gestellt werden.

Kritisch unterscheidend sollen wir auch den Medien begegnen, wir sollen keine Angst haben vor den Medien, aber wir sollen auch nicht ihre Sklaven werden. Die Flucht vor den Medien kann leicht Flucht in die Provinzialität werden.

Der Bund hat seit seiner Gründung Wert auf Welt-offenheit gelegt. Und wir sollten nicht zugunsten einer kleinkirchlichen Gesinnung den guten Ruf verspielen, den die DDR-Kirchen in der Ökumene haben, auch in weiten Teilen der westlichen Öffentlichkeit etwa. Wenn wir das täten, könnte das dazu führen, daß man uns auf die Länge der Zeit dann doch für uninteressant hält. Das wäre keine so besonders günstige Entwicklung.

Nun endlich noch ein letztes Wort über den Einzelnen. Bei allem Bemühen um die Öffentlichkeit dürfen wir nicht vergessen, daß im christlichen Glauben alles durch das Nadelöhr des Subjektiven geht. Die eigentlich missionarische Veranstaltung bei uns heute ist das Gespräch von Mensch zu Mensch. Damit werden Gottesdienst, Kirchentage und auch Evangelisationen nicht unnützlich, aber die Menschen sind gegen Worte von oben oder von weit her mißtrauisch geworden. Die wichtigste Arbeit für die Öffentlichkeit scheint mir zu sein, daß wir Christen verantwortungsbereit und gesprächsfähig machen, um so mehr als unsere Informationsmöglichkeiten beschränkt sind.

Ich glaube, der liebe Gott hat uns hier auch schon seine Wege gewiesen. Seit Jahren haben wir es mit Vakanzen zu tun. Und seit Jahren werden wir diese Vakanzfragen auf dem üblichen Wege kaum lösen. Selbst auf Grund dessen, daß unsere Ausbildungsstätten alle voll sind, sagen uns jedenfalls die Leute, die etwas davon verstehen, es wäre noch lange damit zu rechnen, daß wir Vakanzen haben. Ich denke, daß diese Dauervakanzen auch auf den richtigen Weg führen, daß wir endlich davon wegkommen zu meinen, kirchliche Versorgung könne nur das sein, daß man flächendeckend das Netz des Parochialsystems über alles breitet und dann immer mehr daran zieht, bis die Löcher immer größer werden. Wir sollten vielmehr die Öffentlichkeit der kleinen Gruppe suchen. Dazu gehören die Hauskreise, die freilich auch dazu ermahnt werden müssen, sich nicht selbst einzuigeln und sich nicht zu familiär miteinander zu verständigen. Dazu gehört das Gespräch von Mensch zu Mensch. Gerade dieses aber wird niemals nur ein Dialog mit Worten sein, sondern der Mensch ist immer und gerade im Gespräch als Ganzer, als Zeuge anwesend. Das allein hat Aussicht, angenommen zu werden. Dem müssen all unsere Kräfte dienen.

A U F R U F

Nr. 6) des Gustav-Adolf-Werkes zur Konfirmandengabe 1987

Auch im Jahre 1987 soll die Konfirmandengabe des Gustav-Adolf-Werkes in der DDR wieder dem Neubau eines Gemeindezentrums zugute kommen. War es im Vorjahr im Norden – an der Ostsee – in Rostock-Toitenwinkel, so ist es in diesem Jahr im Süden – in den Bergen – in Suhl-Nord.

Wer von Erfurt her nach Suhl fährt, sieht links auf der Höhe vor der Stadt das neue Wohngebiet Suhl-Nord

liegen. Noch vor 50 Jahre trieb hier der Hirte die Ziegen und Rinder, die in der warmen Jahreszeit jeden Morgen aus den Viehställen Suhls traten und sich in der Gothaersträßer und im Oberland sammeln, zur Weide hinauf. Darum heißt der 565 Meter hohe Berg der Ziegenberg. Im Jahre 1979 wurden hier die ersten der sechstausend Wohnungen bezogen. Auch jetzt ist das Wohngebiet noch nicht fertig. Die Entfernung bis zum Stadtzentrum mit der Hauptkirche St. Marien beträgt 6 Kilometer, der Höhenunterschied 130 Meter. Ein Haus zur Sammlung der christlichen Gemeinde im Neubaugebiet ist dringend nötig. Bisher wurden die jüngeren Kinder mit dem Barkas-Kleinbus zur Christenlehre hin und zurück gefahren und andere in einer elterlichen Wohnung unterrichtet. Bis ein Gemeindehaus-Neubau fertig ist, hat der Rat der Stadt freundlicherweise seit Sommer 1986 eine Wohnung für die Gemeindegemeinschaft bereit gestellt. Hier werden nun in zwei Räumen Kinder unterrichtet. Hier finden Gottesdienste statt. Hier treffen sich die Gemeindegemeinschaften. Der Bauplatz des neuen Gemeindezentrums liegt an der Zufahrtstraße am Rande des Wohngebietes in einer Kurve, so daß, wer von der Stadt den Berg hinauffährt, das Gemeindehaus sehen muß, umgeben von einem Halbrund der Wohnblöcke. Der Bauplan sieht tiefgezogene, steile Pultdächer vor, die gestaffelt gegeneinander gestellt sind. Mit roten Ziegeln gedeckt, werden sie einen belebenden Kontrast zu den Neubaublöcken bilden und sich doch gut einfügen.

Das Gemeindezentrum umfaßt einen Gottesdienstraum mit sechzig Plätzen, einen Raum für Kinder, Konfirmanden und andere Gruppen mit vierzig Plätzen und davor einen Eingangsraum, in dem auch ungefähr zwanzig Personen Platz finden können. Alle drei Räume kann man für größere Gottesdienste, Feste und Tagungen miteinander verbinden. Küche, behindertengerechte Toiletten und Abstellräume schließen sich an, dahinter ein Gemeindebüro, das auch durch einen gesonderten Eingang zu erreichen ist. Eine Treppe hoch liegt die Wohnung des Pfarrers. Ebenenrig, aber bildet der Jugendraum noch einen Seitenflügel und umschließt so die geräumige Freifläche. Während der Gottesdienstraum von der Morgensonne erleuchtet wird, öffnen sich die Gruppenräume nach Süden und Westen der Nachmittags- und Abendsonne und zu der Grünfläche hin. Diese kann in die Gemeindegemeinschaft einbezogen werden und lädt zum Sitzen und Spielen draußen ein.

Von hier aus hat man einen schönen, weiten Blick auf die Stadt, die an den Hängen und unten im Tal liegt, von Bergen und Wäldern umgeben.

Die Vorarbeiten für den Bau des neuen Gemeindezentrums haben bereits begonnen und verursachen erhebliche Kosten. Bis zum Jahre 1989 soll der Neubau vollendet sein. Die Suhler Gemeinde kann die großen finanziellen Lasten nicht allein tragen, die auf sie zukommen. Deshalb ist sie sehr dankbar, wenn die Konfirmanden, ihre Eltern und Paten in vielen Gemeinden mit ihren Spenden nach Kräften durch ihren Beitrag zur Konfirmandengabe 1987 beim Bau des Gemeindezentrums mithelfen.

Wer einmal im Thüringer Wald Urlaub macht oder mit einer Jugendgruppe in der Nähe eine Rüstzeit erlebt, der ist nicht nur in den beiden sehenswerten Kirchen im Stadtzentrum von Suhl herzlich willkommen – das ganze Jahr hindurch, besonders aber im Sommer haben sie viele Tausend Besucher –, er wird sich spätestens in drei Jahren auch darüber freuen können, was aus der Konfirmandengabe 1987 des Gustav-Adolf-Werkes in Suhl-Nord geworden ist.

Wir bitten alle Konfirmanden, sich an der Konfirmandengabe 1987 mit ihren Geldspenden zu beteiligen und so dazu beizutragen, daß das neue Gemeindezentrum in Suhl-Nord gebaut werden kann.

Allen Konfirmanden, ihren Eltern und Paten danken schon heute für ihre Mithilfe in Suhl-Nord die dortige Gemeinde und das Gustav-Adolf-Werk.

Die Kollektenerträge bittet das Gustav-Adolf-Werk auf das Postscheckkonto Leipzig Nr. 8499-56-3830

oder auf das Konto bei der Stadtparkasse Leipzig Konto-Nr. 5602-37-406 (Gustav-Adolf-Werk in der DDR) mit dem Vermerk „Konfirmandengabe“

(Codierungszahl 249-31304) zu überweisen, sofern in den Hauptgruppen bzw. Landeskirchen nicht andere Anordnungen für die Überweisung von Kollekten bestehen.